

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

11. (3. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres.

Nachdem uns Herr Garten-Direktor Mächtig durch die schönsten Partien geführt hatte, kehrten wir im Alten Eierhäuschen ein, um Kaffee zu trinken. Leider war es zu kühl, um draußen sitzen zu können.

Nach der Kaffeepause besuchten wir den neu eingerichteten Teil des Treptower Parkes, der auf einer ehemaligen Schuttauflage zwischen Treptow und dem Eierhäuschen angelegt worden ist. Der Hauptweg führt neben der Spree entlang und erlaubt einen schönen Blick auf die Inseln der Spree und die Einmündung des Rummelsburger Sees. An einer Stelle neben dem Wege steht die Kochhann-Eiche, die zu Ehren und zum Gedächtnis für den langjährigen Stadtverordneten dieses Namens errichtet worden ist. Darauf führte uns Herr Garten-Direktor Mächtig zu den Verkehrtlinden. Im Anschluß an die Sage von den Verkehrtlinden auf dem Heiligen Geist-Kirchhofe ist hier auf Anregung des Herrn Geheimen Regierungsrates Friedel folgender Versuch gemacht worden: man hat drei hochstämmige Linden mit ihren Kronen zur Erde gebogen und sie dort im Boden eingeschlagen. Nachdem sie an den Kronen Wurzeln getrieben hatten, wurden sie über den alten Wurzelenden abgehauen, so daß nun das Unterste zu oberst gekehrt war. Sie trieben nun an den alten Wurzeln Zweige und Blätter und wachsen also „verkehrt“ weiter. Es hat sich am alten Wurzelende schon eine stattliche Krone gebildet, man erkennt zwischen den jungen Zweigen noch deutlich die Überreste der alten Wurzeln und sieht, wie der Stamm nach oben hin dicker wird.

Der Plänterwald liefert aus seinem Vorrat die nötigen Hochstämme für die Straßen und Anlagen der Stadt, und auf diesem neuen Stück sind große Beete mit den nötigen Sträuchern vorhanden.

Durch Treptow kehrten wir nach Berlin zurück, nachdem noch ein Rest der Gesellschaft bei Zenner zum Abendbrot Halt gemacht hatte.

II. (3. ordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 27. September 1905, abends 7^{1/2} Uhr im grossen Sitzungssaal
des Brandenburgischen Ständehauses, Matthäikirchstr. 20/21.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.
Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXXVII her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt die Mitglieder und Freunde der Brandenburgia zum Winterhalbjahr, teilt über die Vorträge während des-

selben, gleichzeitig über die Wanderversammlungen das Notwendige mit, bittet auch um rege Beteiligung und Förderung der Vereinsinteressen.

II. Wanderbuch für die Mark Brandenburg und angrenzende Gebiete. Mit 53 Karten. I. Teil. Nähere Umgegend Berlins. 1905. Von diesem bewährten Führer aus dem Verlag von Alexius Kießling ist soeben, bearbeitet von unserem verehrten Mitgliede Professor Dr. E. Albrecht, die 7. Auflage erschienen. Es ist kaum noch nötig zur Empfehlung dieses vortrefflichen Reisebuchs etwas hinzuzufügen. Manche von den früheren Mängeln sind beseitigt, ergänzend ist vieles Neue hinzugefügt. Die äußere Ausstattung entspricht den mit Recht in den weitesten Kreisen so beliebten Baedeker-Führern.

Das Buch ist nicht mit dem Straubeschen ähnlichen Unternehmen zu verwechseln, d. h. mit dem Märkischen Wanderbuch, welches unter der Redaktion unseres nicht minder geschätzten Mitgliedes Herrn Dr. Gustav Albrecht unlängst erschienen ist.

Die Brandenburgia will ganz selbstverständlich beiden Unternehmungen gleich wohl und meint, daß wie auf jedem gemeinnütigen literarischen Gebiet, so auch auf dem der Reisehandbücher eine gewisse Konkurrenz im Interesse des Publikums nur erwünscht sein kann. Beiden Unternehmungen gönnen wir von Herzen Anerkennung und lohnenden Erfolg.

III. Auf dem Gebiet des Heimatschutzes liegen wiederum mehrerlei erfreuliche Erscheinungen vor.

a) Nr. 9 der Mitteilungen des Bundes Heimatschutz (die leidige Laufener Rheimstromschnellen-Affäre); Hans Wenzel „Ein Wort zum Schutze der alten Grabsteine“ will diese event. ganz zweckmäßig in die neuerdings sogen. Dorfmuseen aufgenommen wissen.

b) In No. 10—12 S. 165 schreibt F. v. F. manches Beherzigenswerte über Dorfmuseen, leidet aber m. E. an Überschwang. S. 167: „Wie soll aber ein Dorfmuseum beschaffen sein? Vor allen Dingen darf es nicht viel kosten und es muß „schön“ sein, d. h. in die Augen fallen. Ein Bauplatz für ein kleines, den Ansprüchen genügendes Gebäude findet sich gewiß im Dorfe. Aufgabe geschickter Architekten würde es sein, auf dem Platze einen Holz- oder Fachwerkbau zu errichten, der, äußerlich als Bauernhaus gehalten, in die Umgebung paßt und damit den Bauern zeigt, wie er billig und dem Auge wohlgefällig, aber auch praktisch bauen kann.“

Mit diesen zwei Sätzen glaubt F. v. F. die Frage des Grunderwerbs und der Baukosten abtun zu können. Wundersame Schwärmerei! Verf. kennt offenbar die deutschen Bauern nicht sehr genau.

Dagegen kann man folgende Leitsätze unterschreiben: „Bei der Gründung eines Dorfmuseums geht man eben auch nicht von dem Ge-

danken aus, ein wissenschaftlich-wertvolles, systematisch geordnetes Institut zu schaffen. Erinnerungen aus alter Zeit, die Geschichte des Dorfes und seine Bewohner sollen dort zur Anschauung gebracht werden, damit soll eben die Anhänglichkeit an die Geburtsstätte, die Liebe zur Heimat gepflegt werden.“

Ich möchte die Sache so definieren: Die Dorfmuseen sollen möglichst, wenn auch nicht ausschließlich, eine Ergänzung zu der regelmäßig zu führenden handschriftlichen Chronik des Dorfes sein. Das Gutshaus, das Amtshaus, die Kirche können in vielen Fällen den Zwecken eines Dorfmuseums mindestens vor der Hand und in Ermangelung eines eigenen Gebäudes dienen.

e) Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. Von diesem neubegründeten Korrespondenzblatt, dessen Schriftleitung dem Prof. Dr. K. Helm in Gießen obliegt, lege ich die 2 ersten Nummern Januar und Juli 1905 vor. Aus der No. 1 ersehen Sie den Zweck und die Notwendigkeit dieses neuen heimatkundlichen Organs.

d) Heimatkunde. Zwei Festreden gehalten in der Großh. Realschule von Maximilian Haberland, Professor. Neustrelitz 1905. Von Begeisterung für die Sache erfüllte Ansprachen:

„Von den Quellen der Liebe zur Heimat“ und

„Vom Segen der Heimatkunde.“

e) Leipziger Bauzeitung. Wochenschrift für Bauwesen, 1905. No. 33 vom 12. Aug. 1905. Darin sehr beherzigenswert: Oberbaurat F. L. K. Schmidt-Dresden, „Sommerfrische und Heimatschutz“ und Hermann Muthesius: „Über häusliche Baukunst.“

f) Eine „Liga zur Erhaltung der malerischen Schönheit der Schweiz“ wurde neuerdings in La Tour de Peilz (Kanton Waad) gegründet und hat den Zweck, der Verunstaltung der dortigen Naturschönheiten durch Bauten von Hotels, Eisenbahnen und ähnliche Unternehmungen Einhalt zu tun. Zuerst hatte man der Verunstaltung der Schweiz keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn auch ein herrlicher Aussichtspunkt dadurch an Schönheit verlor, daß auf einem Berg oder in einem Tal ein Riesenbau aufgeführt wurde, so blieben noch zahlreiche andere Punkte unberührt, an denen sich das Auge erfreuen konnte. Aber das moderne Bedürfnis nach schneller Beförderung hat zur Verbreitung von Lokalbahnen geführt, und zwar nicht nur den gewöhnlichen, sondern auch der hydraulischen und elektrischen. Es läßt sich nicht leugnen, daß Riesenhotels auf Bergspitzen und an steilen Abhängen, Eisenbahnen an den Bergwänden nicht in Uebereinstimmung mit der Umgebung zu bringen sind und das Auge beleidigen, das gewohnt ist, sich an der feierlichen Schönheit der Höhen zu erfreuen.

Seit beispielsweise die Eisenbahn von Zermatt auf den Gorner Grat geführt wurde und eine aufdringliche Karawanserei inmitten der Gletscher erbaut wurde, hat nach der Meinung der obigen Liga diese imposante Rundschau, welche den Ausblick auf eine einzig dastehende Kette von schneeigen Gipfeln bietet, ihren ganzen Reiz verloren. Glücklicherweise sehen die Schweizer jetzt selbst ein, daß die Schweiz nach und nach zerstört wird, und erst vor einigen Wochen hat die „Ligue pour la Conservation de la Suisse pittoresque“ gegen die Erteilung einer Konzession für eine Eisenbahnlinie über Groß-Scheideck nach Meiringen energisch protestiert. Da die Gründer dieser Liga auch andere Länder zur Mitwirkung heranziehen wollen, so fordert die Times die Engländer auf, ihre Ansichten über diesen Gegenstand deutlich zu erkennen zu geben, damit die Schweizer Hoteliers noch besser verstehen lernen, wo ihr wahres Interesse liegt. Vielleicht ließe sich die Vermehrung solcher Bahnen, wie es die Jungfraubahn sei, in Zukunft verhindern. „Der abscheuliche Anblick des Riesenauges mit der elektrisch beleuchteten Eigerwandstation und die Eismeerstation wären uns“ — sagt das englische Blatt — vielleicht erspart geblieben, wenn dieser Protest früher erhoben worden wäre, ebenso wie die abgenagten Schinkenknochen, leeren Flaschen und fettigen Papiere, mit denen in der heutigen Schweiz Bergabhänge, Gletscher und Moränen dekoriert sind.

g) Heimatschutz in Ägypten. Wie mir Professor Dr. Schweinfurth mitteilt, wird unter der englischen Verwaltung energisch gegen die Verschandelung der Natur und alt überkommenen Kultur Front gemacht. So ist z. B. ein Antrag auf dauernde elektrische Beleuchtung der großen (Cheops-) Pyramide rundweg abgelehnt worden.

h) Schutz der anmutigen Blumenwelt. Nicht bloß in den Alpen tritt man der unvernünftigen Pflanzenausrottung aus Gewinnsucht seitens der Händler und aus Gedankenlosigkeit seitens der Touristen entgegen, sondern auch in unserer nordischen Heimat. So hat man auf der westlichsten der deutschen Nordseeinseln, auf Borkum, das liebeliche Blümchen Wintergrün, *Pirola rotundifolia*, das übrigens auch in der Provinz Brandenburg vorkommt, in amtlichen Schutz genommen. Dagegen ist der Verkauf von gezüchteten Pflänzchen — dieselben werden ebenso wie der rundblättrige, in den Grunewald-Mooren vorkommende randblättrige Sonnentau, *Drosera rotundifolia*, in Töpfchen feil gehalten — auf Borkum gestattet.

An der Ostsee wird die hellgrüngeblätterte, bläulich-grau blühende, stachelblättrige Meerstranddistel, *Eryngium maritimum*, eine Charakterpflanze ersten Ranges der Dünen ernstlich bedroht. In der Nähe der größeren Bäder ist sie, wie ich glaube bemerkt zu haben, so gut wie ausgestorben. Es ist hohe Zeit, daß die Landratsämter hier

einschreiten, auch die botanischen Dozenten der vier Küstenuniversitäten Königsberg, Greifswald, Rostock, Kiel sollten für den Schutz dieser und anderer seltener Strandpflanzen eintreten.

B. Persönliches.

IV. Auf Wunsch teile ich folgendes mit über die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte.

Der am 16. Februar 1904 in Leipzig gegründete „Verein zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte“ hat am 21. November 1904 seine erste Jahresversammlung abgehalten und im April 1905 das erste Heft der „Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1905) in vornehmer Ausstattung erscheinen lassen. Für die Idee, die dem jungen Unternehmen zugrunde liegt, ist schon mehrfach in der Tagespresse und in wissenschaftlichen Organen Propaganda gemacht worden, aber alles, was sich darüber sagen läßt: was bei der Gründung beabsichtigt wurde, was bis jetzt geleistet worden ist und was zunächst getan werden muß, ist in diesem ersten Hefte der „Mitteilungen“ enthalten, welches allen im Jahre 1905 noch beitretenden Mitgliedern (Jahresbeitrag mindestens 5 Mk.) geliefert wird.

Die Absicht der Zentralstelle geht dahin, die Genealogie, die Familien- und Personengeschichte zu fördern und zu diesem Behufe eine systematische Sammlung genealogischer Tatsachen in die Wege zu leiten. Der zugrunde liegende, ganz einfache Gedanke ist folgender: Erfreulicherweise finden sich jetzt in allen Kreisen des deutschen Volkes Personen, die sich mit ihren Vorfahren beschäftigen und große Mühe und Kosten aufwenden, um die für einen Stammbaum oder für eine Ahnentafel notwendigen Daten zusammenzubringen. Leider ist der Erfolg oft recht gering und zu einem großen Teile vom Zufall, von einem günstigen Griff abhängig, denn eine unendliche Fülle genealogischer Tatsachen ist bereits einwandfrei festgestellt, selbst in gedruckten Schriften niedergelegt, aber der einzelne Forscher ist nicht in der Lage, diese wenigen oder vielleicht die einzige für ihn in Betracht kommende Angabe zu finden. Um dem einzelnen Nachforschenden dies zu ermöglichen, und zugleich, um für alle möglichen Untersuchungen, auch solche rein wissenschaftlicher Art, genealogische Tatsachen zu beschaffen, will die Zentralstelle umgekehrt verfahren, alle nur irgend denkbaren Nachrichten so, wie sie überliefert sind, mit genauer Quellenangabe auf Zettel übertragen, diese zu einem alphabetischen Zettelkatalog vereinigen und so allmählich eine große Sammelstelle aller erforschten genealogischen Tatsachen schaffen. Abgesehen von mehreren Nebenregistern, wie z. B. Zettelkatalog der im Druck vorliegenden Familiengeschichten, gibt es zwei Hauptregister: a) Große Zettel für genealogische Zusammenhänge;

b) kleine Zettel für einzelne, nur eine Person betreffende Tatsachen. Diese Formulare sind vorgedruckt und werden von Vereinsmitgliedern oder den Beamten der Zentralstelle ausgefüllt. Die großen Zettel nennen am Kopf eine Person und unter dem Strich 1) deren Eltern, 2) deren Kinder; jede als Vater oder Mutter oder als Kind genannte Person und ebenso der andere Ehegatte der am Kopf bezeichneten Person erhält einen besonderen Zettel. Einige Tausend derartige Formulare sind schon ausgefüllt, aber das Material, welches noch bearbeitet werden muß, ist außerordentlich groß. Da bekanntermaßen schon drei bis vier Generationen zurück die Verzweigung der Familien außerordentlich ausgedehnt ist, so muß schon nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit die einzelne am Ende des 18. Jahrhunderts genannte Person, soweit sie überhaupt Nachkommen gehabt hat, für zahlreiche jetzt lebende Personen als Ahne in Betracht kommen.

Die Zentralstelle will, so klein sie jetzt ist, eine öffentliche Anstalt sein, und der Verein ist lediglich das Mittel, um diese zu begründen und zu erhalten, weil nun einmal in Deutschland auf anderem Wege Geld für solche Zwecke nicht zu beschaffen ist und reiche Stifter (bisher wenigstens) ihre milde Hand noch nicht aufgetan haben. Die Vereinsmitglieder genießen, wenn sie um Auskunft ersuchen, nur Vorzüge vor anderen Personen und unterstützen die Sammelarbeit anderseits in jeder Weise. Mitglied kann jede Einzelperson und jede Behörde, Körperschaft oder Anstalt werden. Im ganzen sind 1904 an Mitgliedsbeiträgen M. 1392 eingezahlt worden, aber für 1905 ist ein wesentlich höherer Betrag zu erwarten. Je mehr Mittel zur Verfügung stehen, in desto höherem Maße wird die Ausfüllung von Zetteln betrieben werden können. Gegenwärtig gestattet die Finanzlage die Anstellung eines geschulten Beamten noch nicht; es ist vielmehr nur im Nebenamt ein Student der Geschichte beschäftigt, aber das nächste Ziel ist die Einrichtung einer vollständigen Geschäftsstelle.

Über den Stand den Arbeiten im November 1904 unterrichten die in dem genannten ersten Hefte mitgeteilten Darlegungen des Vorsitzenden und Schriftführers. Ergänzt werden diese Nachrichten durch die Berichte über die Gründungsversammlung am 16. Februar 1904 und die erste Hauptversammlung sowie den Abdruck der Satzungen und des Mitgliederverzeichnisses, welches durch die genaue Wohnungsangabe jedes einzelnen wertvoll wird. Außerdem sind aber zwei Vorträge abgedruckt, die auf der Hauptversammlung gehalten worden sind: Dr. Adolf von den Velden, Weimar, über „Wert und Pflege der Ahnentafel“ und Dr. Kekule v. Stradonitz über „Wissenschaftliche Genealogie als Lehrfach“. Sind die letzteren eindringlichen Ausführungen eine Mahnung für die Zukunft, die aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald Erfolg haben wird, denn neue akademische Lehrstühle zu errichten hat man

nicht allzugroße Eile, so greift von den Velden mitten in das Problem der genealogischen Arbeit überhaupt hinein und fordert allgemein neben dem Stammbaum die Ahnentafel, d. h. allgemeine Berücksichtigung der weiblichen Glieder bezw. deren Ahnen, gleichgültig welche Namen sie tragen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Zentralstelle an ihre Mitglieder Fragebogen ausgegeben hat, deren Inhalt veröffentlicht werden soll. Der Fragende teilt mit: „Für folgende einzelne Familien sammle ich Nachrichten jeder Art.“ Die Zentralstelle wird diese Fragen zusammenstellen und in Druck verbreiten, um etwaiges zur Beantwortung geeignetes Material von den Mitgliedern zu erhalten. Ebenso wird über einzelne Personen oder Familien dasjenige kurz zusammengestellt, was bekannt ist und daran die Frage nach bestimmten Einzelheiten angeknüpft. Auch diese Fragen werden der Öffentlichkeit (ohne Nennung desjenigen, welcher fragt), mitgeteilt. Die Adresse der Zentralstelle ist Leipzig, Neumarkt 29.

V. Herr Direktor Dr. F. Weineck-Lübben bedankt sich in liebenswürdiger, nur zu bescheidener Weise für seine Ernennung zum korrespondierenden Mitgliede.

VI. Mitglied P. Offermann grüßt mittels zierlich verschönerter Ansichtspostkarte aus Tientsin in Nord-China vom 8. Juli d. J. den Vorsitzenden und die Brandenburgia-Mitglieder. Wir bitten die beiden Fräulein Schwestern, welche wir als gern gesehene Gäste begrüßen, unsererseits zu danken.

VII. Professor Oskar Krause †. Herr Oberrealschuldirektor Krause-Oldenburg teilt uns den am 7. August 1905 erfolgten Tod seines lieben Bruders, Professor Oskar Krause, in dem ich einen hochgeschätzten langjährigen Freund verliere, mit. Unser Mitglied Oskar Krause nahm, wenn er konnte, stets an unseren Sitzungen teil, interessierte sich überhaupt sehr für die Brandenburgia, deren Mai-Protokoll noch eine Mitteilung von ihm über den neuentdeckten Greifswalder Roland enthält.

Schwer erkrankt mußte O. Kr. mit dem 31. März d. J. aus dem Gymnasiallehrer-Verein ausscheiden. Durch Allerhöchste Huld wurde ihm noch auf dem Schmerzenslager der Rote Adler-Orden IV. Klasse verliehen. In der Greifswalder Zeitung vom 12. April d. J., welche uns deren Besitzer freundlichst zur Verfügung stellt, heißt es:

Nur widrige Krankheit konnte ihn dazu bringen, aus seinem Amte zu scheiden, mit dem er verwachsen war in Liebe und Treue zu den vielen Generationen von Schülern, die durch seine milde Hand gegangen sind und die reiche Fülle seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse genossen haben. Ein Mann, immer offenen Blickes für die Schönheit der Natur und voll sinnigen Empfindens für das Leben der Menschen hat er auch die Erfahrungen seiner Reisen in den Dienst des Unterrichts

gestellt, und mancher Schüler wird sich dankbar der Stunden erinnern, wo er sich so ganz hingab, um ihn noch einmal die Reise mitmachen und leuchtenden Auges hören zu lassen von den Wundern der Natur und der Eigenart des Menschenlebens. So hat er manchen Schüler tiefer schauen gelehrt und ihm für immer den Blick geschärft für alles Schöne und Edle, gerade in dem dafür empfänglichen Alter. — Oskar Krause ist geboren in Sorau 1839 und trat, nachdem er in Halle und Berlin studiert hatte, Ostern 1864 zu Dortmund in das höhere Schulfach ein und war dort als Probandus und wissenschaftlicher Hilfslehrer bis Michaelis 1865. Nach Greifswald kam er Michaelis 1865 unter Gymnasialdirektor Nitzsch und erteilte zuerst vorwiegend mathematischen, zuletzt fast nur naturwissenschaftlichen Unterricht, in dem er seit 1896 auch die Leitung der naturwissenschaftlichen Sammlung geführt hat. Vielfache öffentliche Tätigkeit zeichnete ihn aus. Voll Begeisterung für das neue Deutsche Reich führte er mit gesinnungsverwandten Männern die ersten Sedanfeiern in Greifswald ein und hielt selbst die erste Sedanrede im Gymnasium 1872. Zur Stiftung von Gedenktafeln, auch der vom Fürsten Bismarck, gab er wesentliche Anregung, und später konnten wir bei der Pflanzung der Bismarckeiche auf dem Wilhelmsplatze seine begeisterten Worte hören. Von seiner reichen Vereinstätigkeit muß besonders hervorgehoben werden sein liebevolles und erfolgreiches Wirken für den hiesigen Handwerkerverein, an dessen Spitze er im ganzen 22 Jahre, gerade in der Blütezeit des Vereins, stand und unablässig bemüht war, seinen Mitgliedern durch Vorträge aus allen Gebieten des Wissens, für die er Vertreter zu gewinnen wußte, durch Theateraufführungen und sonstige lehrreiche Darbietungen Nutzen und Erholung edler Art zu schaffen. Ja, manches Mitglied hatte durch die langen Jahre hindurch in ihm einen Freund gewonnen und hörte gern seinen Rat in Sachen der Familie. Ungern sah man ihn schließlich von der Leitung scheiden und ernannte ihn zum Ehrenmitglied des Vereins. Auch im Vorschußverein war er seit Ostern 1897 bis jetzt Mitglied des Aufsichtsrats. Vielfach war Professor Krause auch literarisch auf dem Gebiete der Ortsgeschichte tätig, und mancher Aufsatz zeigt uns, wie er verwachsen war mit dem Leben der alten Greifswalder Bürger, deren Sitten bis ins Einzelne nachzugehen ihm eine Lust war. Wir erwähnen: „Eine Greifswalder Hochzeitordnung vom Jahre 1569“ in den Baltischen Studien, Bd. 28; „Greifswald und der große Kurfürst im Jahre 1678“ in der Zeitschrift für Preußische Geschichte und Landeskunde, Berlin 1883; „Die ältesten Zunftrollen der Stadt Greifswald 1397—1541“ im Jahresbericht des Gymnasiums 1898, die später noch eine Fortsetzung erfuhren. So hat sich Professor Oskar Krause auch durch seine öffentliche und literarische Tätigkeit um unsere gute, alte Stadt wohlverdient gemacht, und wenn ihm jetzt nach 40jähriger Dienstzeit als Anerkennung

der Rote Adlerorden 4. Klasse verliehen wurde, kann er doch mit noch größerer Befriedigung auf die Liebe blicken, die ihm jetzt in seinen Ruhestand folgt, auf die herzliche Teilnahme, die allerseits den sehnlichen Wunsch hegt, daß er bald gesunden möge, um sich wiederum, wenn nicht öffentlicher Tätigkeit, so doch seinen Lieblingsstudien aus der heimatlichen Geschichte zu widmen.

Nur wenige Monate waren dem unermüdlich Schaffenden noch vergönnt. Im Juni nahm ich, wie von einem Sterbenden, von ihm in Greifswald persönlich Abschied.

Fräulein Agathe Krause, eine Schwester des Verewigten, die ich, als sie noch in Sorau wohnte, als eine Freundin und Förderin der brandenburgischen Heimatkunde und des Märkischen Museums kennen lernte, führte unserem ledigen Oskar Krause viele Jahre die Wirtschaft. Er hatte noch den großen Schmerz, sie einige Wochen vor sich ins Grab steigen zu sehen.

Ehre dem Gedächtnis dieses würdigen Geschwisterpaares!

VIII. Hermann Dannenberg †. Am 14. Juni d. J. starb zu Bad Salzbrunn der hiesige Landgerichtsrat a. D. Hermann Dannenberg im fast vollendeten 80. Lebensjahre. Die Brandenburgia betrauert in dem vortrefflichen, gefälligen Manne einen unserer bewährtesten Numismatiker, der namentlich durch seine Brandenburgische Münzkunde sich Verdienste um uns erworben hat und sich, ohne der Brandenburgia anzugehören, stets für deren kulturwissenschaftliche Tätigkeit interessiert hat.

IX. Auch Julius Stinde, verstorben zu Olsberg in Hessen am 8. August d. J., sei hier ebenfalls erwähnt, da er in seinem Wilhelmine Buchholz-Cyclus in vorzüglicher Weise den Typus der Berlinerin und Märkerin im Lichte eines wohlthuenden Humors, wie niemand vor ihm, zu schildern verstanden hat. Um so erstaunlicher als er zu Kirch-Nüchel bei Eutin (28. August 1841) in Holstein geboren und erst seit 1875 in Berlin ansässig geworden ist. Aber Wilhelmine Buchholz ist ja selbst keine eingeborene Spreeathenerin, vielmehr eine aus Holstein stammende Hamburgerin. Unser Heinrich Seidel hat in trefflicher Weise seinen Freund Julius Stinde im „Tag“ vom 13. v. M. geschildert. Am 11. ward Julius Stinde unter großer Beteiligung in Lensahn bestattet. Von den Angehörigen waren beide Schwestern anwesend. Es herrschte eine weihevollere Stimmung. Mit Glockengeläute und dem Klang der Orgel, die Julius Stinde einst oft gespielt, wurde die Trauerfeier eingeleitet. Dann hielt Pastor Meyer eine ergreifende Ansprache. Er betonte das warme Herz Stindes, seine Treue und Liebe zu Eltern und Geschwistern. Von der Kirche ging es in strömendem Regen nach dem Friedhof, wo Stinde unter einer großen Blumenfülle gebettet ward. Von literarischen Freunden Stindes waren nur der Schriftsteller Marx Möller und des Verstorbenen

Verleger Carl Freund aus Berlin anwesend. Aus Harzburg war Stindes intimer Freund Baron Asche, und als Vertreter des Großherzogs von Oldenburg Baron Blome erschienen. Stinde ist unvermählt gestorben.

C. Naturgeschichtliches.

X. Aus der Naturw. Zeitschrift für alle Naturfreunde. I. Jahrg. 1905, Heft 1. Auf Ansuchen des Verlags von Erwin Nägele in Stuttgart lege ich diese neue Zeitschrift für volkstümliche Naturkunde vor. Ob ein Bedürfnis schon wieder für eine dergl. Zeitschrift vorhanden sei, wage ich nicht zu entscheiden. Für den Rahmen der *Brandenburgia* enthält die Nummer nichts besonderes.

XI. Die Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke mit ihren trefflichen Abbildungen sehen wir allemal gern, diesmal No. 6—9, Juni bis September d. J.

XII. Kgl. Preußische Geologische Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin. Tätigkeitsbericht für das Jahr 1904 und Arbeitsplan für 1905. Im Vergleich mit anderen Landesteilen ist unsere Provinz diesmalig etwas mager ausgestattet.

XIII. Dr. M. Fiebelkorn: Der Ziegeleibesitzer-Verein zu Berlin und sein Einfluß auf die märkische Ziegelindustrie in wirtschaftlicher Beziehung. Mit einem Anhang: Verzeichnis der für den Berliner Markt in Betracht kommenden Ziegeleien mit ihrer derzeitigen Produktionsfähigkeit. Berlin 1905.

Unser verehrtes Mitglied bietet für die Heimatkunde noch mehr als der Titel verrät: eine Geschichte der ältesten Bauweise in und bei Berlin. Zur Orientierung über das für Berlin so überaus wichtige Ziegeleigewerbe ist das Schriftchen vortrefflich geeignet.

XIV. Tonindustrie-Zeitung. Von diesem durch Prof. Dr. H. Seger und E. Cramer herausgegebenen Organ lege ich zuvörderst die Nummer vom 9. August 1904 vor, da dieselbe unter dem Titel „Die Arbeit dreier Geschlechter“ eine treffliche Biographie der bekannten Tonindustriellen-Familie March (Berlin-Charlottenburg) liefert. Wir freuen uns, daß ein Mitglied Herr Albert March unserer *Brandenburgia* beigetreten ist.

Die Nummern 103 bis 106 vom 2. bis 9. September v. J. schildern unter anderem die großartige Ton-, Zement- und Kalk-Industrie-Ausstellung, welche im August v. J. hierselbst in den Räumen des Königlichen Instituts für Gährungsgewerbe (Seestraße) stattfand sowie die lehrreichen Ausflüge nach Grube Ilse in der Niederlausitz, nach Wildau (Schwarzkopff'sche Fabrik), nach der Meierei Bolle, nach Potsdam und Umgegend, Touren, an denen auch verschiedene *Brandenburgia*-Mitglieder teilnahmen.

XV. Rudolf Credner: Zur Sturmflut vom 30. — 31. Dezember 1904. Sonderabdruck aus dem IX. Jahresbericht der Geogr. Ges. zu Greifswald. Unser Ehrenmitglied gibt hier kurze Erläuterung zu einer graphischen Darstellung der meteorologischen Verhältnisse, die sich bekanntlich auch bei uns durch einen orkanartigen Sturm markierten. Von der Verheerung der Sturmflut habe ich mich in diesem Sommer bei Greifswald und auf Rügen sowie an der lübeckischen Küste überzeugen können.

XVI. W. Deecke: Ein Versuch, die Bänke der Ostsee vor der pommerschen Küste geologisch zu erklären. (Separat-Abdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie u. Paläontologie Stuttg. 1905.)

Wie bis vor kurzem die Relief-Verhältnisse des Untergrundes unserer Landseen in Bezug auf ihre geologische Würdigung fast gänzlich vernachlässigt worden sind, so gilt das leider auch bezüglich unserer deutschen Meere. Es kann deshalb diese und die Arbeit zu Nr. XVII nur freudig begrüßt werden.

Es handelt sich hauptsächlich um den Plantagenet-Grund w. von Rügen, den Adler-Grund zwischen Rügen und Bornholm, die Oderbank bei Usedom-Wollin und die Stolpe-Bank vor dem hinterpommerschen Ufer zwischen Jershöft und Leba. In der Hauptinterglazialzeit vor der letzten Vereisung reichte das Meer bis Rügen. Beweis die *Cyprina islandica*-Thone unter dem letzten Geschiebemergel auf Hiddensöe. Von der postglazialen Yoldia-See ist dagegen hier keine Spur, desgl. nicht von Ablagerungen des ausgesüßten Ancyclus-Sees. Das ganze pommersche und angrenzende Ostsee-Areal lag 45—50 m höher in der Ancyclus-Zeit. Bei einer letzten Senkung drang das Nordseewasser ein und schuf die in der Brandenburgia wiederholt erörterte Litorina-See, deren Spuren von Greifswald bis Kiel reichen. Die Höhen des Plantagenetgrundes, einer Staumoräne, sind abrasiert. Der wegen seiner Steinblöcke berühmte Adlergrund ist in der Hauptsache diluvial, nach Deecke eine Endmoräne oder Kames-Gruppe.

Schwieriger ist die Erklärung der komplizierten Stolpe-Bank. Über die Oderbank nördlich Swinemünde vgl. Nr. XVII. D. bemerkt noch, daß durch die Litorina-Senkung mit Verschwinden großer Landstriche die ungeheuren Seesandanhäufungen an den Stränden der deutschen Ostsee in den betreffenden Teilen derselben begreiflich werden.

XVII. (Vgl. XVI) W. Deecke: Die Oderbank, N von Swinemünde. Mit 1 Tafel. Im IX. Jahresber. der Geogr. Ges. in Greifswald 1905. S. 201—213. Auf der gefährlichen Bank wird wahrscheinlich ein Leuchtturm errichtet werden, es sind deshalb Terrainbohrungen vorgenommen, die merkwürdige Einblicke in den Untergrund gewähren.

D. hält die Oderbank für eine in der postglazialen Senkung abradierte Insel oder Inselgruppe mit südlich ansitzender gleichfalls versunkener Düne. Mit Rücksicht auf die sonst an den südwestbaltischen Küsten beobachteten Verhältnisse hat er dies Untertauchen in die Litorinazeit verlegt. Es bleibt freilich, sagt D.S.210, auffällig, daß weder diese Bohrungen auf der Oderbank, noch die bei Swinemünde aus den tieferen Sanden irgend welche Spuren einer Litorinafauna zu Tage gefördert haben. Es fehlen die größeren dickschaligen Varietäten von *Cardium edule* und die *Scrobicularia piperata*, die bei Greifswalde zu Tausenden vorkommen. Was sich hat nachweisen lassen, sind immer das kleine Bronkwasser-*Cardium*, *Tellino baltica* und einzelne Hydrobien.

Ich meine, hierzu ließe sich eine biologische Erklärung finden. *Scrobicularia* lebt keinesweges in reinem Sand, sondern vielmehr überall mehr in Mud- oder Klai-Schichten wie sie ruhige Aestuarien bieten. Daran mag es auf den betreffenden Stellen der Oderbank, falls sie mit der Litorinazeit gleichalterig sind, gefehlt haben. Aus einem analogen Grunde erkläre ich das gänzliche Fehlen oder doch nur seltene Vorkommen der Litorina-Arten in den neuvorpommerschen und lübeckischen Litorina-Schichten. Litorina lebt am liebsten auf Felsboden, mindestens will sie größere Steine haben, deshalb ist sie in den Schwedischen Litorina-Schichten so häufig, daß sie für dieselben mit Recht als Leitfossil gilt, während sie in den meisten südbaltischen sogen. Litorina-Schichten so selten ist, daß sie hier den Namen eines Leitfossils wahrlich nicht verdient. Die schwedische Küste ist aber von jeher felsig (litorinen-hold) gewesen. Die eigentliche Litorinenschicht erstreckt sich von der Ryck-Mündung über Zingst (Aestuarium des ehemaligen Prerowstromes) mit Unterbrechungen, je nachdem reiner Sand- oder Mudgrund vorliegt bis zum Priwall bei Warnemünde. Nach Untersuchung von H. Klose (vgl. *Brandenburgia*, Sitzung vom 23. Sept. 1904) liegt die eigentliche Schicht mit viel *Scrobicularia* und *Cardium* und einzelnen von mir im Laufe der Jahre darin gefundenen Litorinen bei Greifswald zwischen 4 und 5 m unter N. N.

D. gelangt S. 213 zu dem Endergebnis: Die Oderbank ist in der Postglazialzeit ein für die Ostseeküste sehr wichtiges Element gewesen. Sie begrenzte mit ihren Dünen ein durch ihren Südzipfel zweiteiliges Haff, an dessen Westrande der Ausfluß des Oderwassers in die tiefere See erfolgte. Sie sank allmählich unter den Spiegel der Ostsee, wurde eingeebnet und lieferte dabei einen großen Teil der heute an den Küsten Usedom und Wollins liegenden Dünensande.

Ich füge noch für die archäologische Seite hinzu, daß unter den in den zerstörten diluvialen Bestandteilen (Mergeln, Sanden, Granden und Kiesen) enthaltenen Geschieben und Geröllen, vereinzelt hier und da Feuersteine an den Strand geworfen werden, die trotz nachträglicher

Deformierung durch Abschleifung oder Abrollung die Hand des Menschen aus paläolithischer Zeit erkennen lassen.

XVIII. Dr. Max Blanckenhorn: Das relative Alter der norddeutschen Eolithenlager. (Separatabdruck aus der Zeitschr. f. Ethnol. 1905.)

Herr Blanckenhorn den wir aus früherer Publikation — vgl. Mai-Sitzung — bereits als sorgfältigen und hervorragenden Erforscher der mit dem Urmenschen konkurrierenden Erdschichten des Diluviums und Tertiärs kennen, warf in der Sitzung vorgenannter Gesellschaft vom 22. Januar d. J. die Frage auf, ob vom geologisch-stratigraphischen Standpunkt die norddeutschen sogen. Eolithen von verschiedenen glazialen Fundorten in Vergleich mit den bekannten Stufen des Paläolithikums und Eolithikums in den klassischen Ländern der steinzeitlichen Forschung Frankreich und Belgien, wirklich, wie vielfach auch von unserm berühmten Eolithenforscher, korrespond. Mitglied Rutot in Brüssel, behauptet wird, zeitlich dem eigentlichen Eolithikum entsprechen. Diese Frage ist, wie auf der Hand liegt, auch für die Erforschung der Urzeit unserer Provinz Brandenburg von größter Bedeutung. Herr Blanckenhorn macht es in hohem Maße wahrscheinlich, daß die eolithischen und paläolithischen Funde Norddeutschlands jünger als beispielsweise die belgischen sind, weil in Belgien ein wärmeres Klima herrschte und die Vergletscherung dort nicht eintrat. Herr Blanckenhorn bekämpft nicht die in unserer Brandenburgia wiederholt besprochenen Darlegungen Rutots, soweit sie sich auf Belgien beziehen, er hält dessen System sogar für stratigraphisch vortrefflich aufgebaut, bezweifelt aber, daß es auf Deutschland ohne weiteres angewendet werden könne. Die meisten neueren Eolithenfunde der Provinz Brandenburg und Posen gehören einem Interglazial an und zwar wohl alle (mit Ausnahme vielleicht von Freinstein*) und einigen anderen geologisch noch zweifelhaften Vorkommnissen von besonders altertümlichen Habitus, dem gleichen Interglaziale wie die Lager von Taubach und Krems, entweder der ersten warmen, feuchten oder der zweiten kühlen trocknen Hälfte dieses Interglaziales, *Elephas antiquus* spricht mehr für die erste warme, *E. primigenius* mehr für die zweite kühle Epoche. Blanckenhorn schließt:

„Wir könnten aus alledem vielleicht den — vorläufig allerdings noch verfrühten — Schluß ziehen, daß der Mensch in Deutschland und Österreich während des Beginnes der Chelléo-Moustérienepoche oder des älteren Paläolithikums überhaupt noch nicht gelebt hat. Es wäre das gerade von dem Gesichtspunkte aus verständlich, daß da-

*) Blanckenhorn meint die Arbeit des Prof. Dr. Otto Jaekel, Brandenburgia XIII. 24 u. 34 sowie XII. 333 fig. Dem Jaekelschen Eolithen von Freinstein, Kreis West-Prignitz zum Verwechseln ähnliche Eolithe habe ich aus der näheren und weiteren Umgebung Berlins, von mir gefunden, in der Brandenburgia wiederholt vorgelegt.

mals während der Haupteiszeit das Inlandeis in den Alpen, in Süddeutschland und im Norden gerade am allerweitesten sich ausdehnte und dem Menschen kaum eine Existenzmöglichkeit ließ. In dieser Zeit waren nur die klimatisch begünstigten Teile der Erde, Südengland, Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, Afrika usw. von Menschen bevölkert. Das Gleiche gilt wohl auch für die zwei noch älteren Eiszeiten, die altdiluviale und die oberpliocäne, welche schon der sogenannten eolithischen Periode angehören. Ob der Mensch während einer älteren Interglazialzeit in Deutschland vorübergehend einwandert, d. h. ob ein Teil der Eolithe der Mark, z. B. die von Freienstein wirklich der ersten quartären Interglazialzeit der norddeutschen Geologen angehören, bleibt freilich immer noch eine offene Frage. Im allgemeinen aber kann man wohl sagen, die meisten der sogenannten Eolithe Deutschlands, so besonders die der Magdeburger Gegend, fallen einer jüngeren Periode zu als der eolithischen Periode Frankreichs und Belgiens, nämlich dem älteren und mittleren Paläolithikum, speziell dem Moustérien und dem Moustéro-Solutréen Hornes oder Montaignien Rutot's.

Die letzteren Angaben beziehen sich auf einen hochinteressanten Vortrag, den Herr Paul Favreau am 21. Januar d. J. in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft gehalten: Neue Funde aus dem Diluvium in der Umgegend von Neuhaldensleben, insbesondere der Kiesgrube am Schloßpark von Hundisburg.

Mit demselben Gegenstand beschäftigt sich Herr Blanckenhorn in dem Ihnen vorliegenden Sonderabdruck aus dem Januar-Protokoll der deutschen geologischen Gesellschaft Bd. 57, Jahrg. 1905 „Zur Frage der Manufakte im Diluvium der Magdeburger und Neuhaldenslebener Gegend. (Sonderabdruck aus den Briefen der Monatsberichte Nr. 5, Jahrg. 1905 der deutschen Geol. Gesellschaft.)

XIX. Prof. Dr. Gorjanovic Kramberger: Der Diluvialmensch von Krapina und dessen Industrie. (Die Umschau herausg. von Dr. J. H. Bechhold, Frankfurt a. M., vom 2. d. M. S. 703.) Nirgends sind so viele Skelettreste des Diluvial-Menschen gefunden, als bei Krapina, in einer mir wohlbekannteren Gegend nordwestlich von Agram in Kroatien*), die interessante Ausgrabungsstelle ist deshalb wiederholt in der Brandenburgia erwähnt worden; ich verweise auf diese Vorgänge hiermit ausdrücklich.

Im Juli d. J. hat der unermüdliche Entdecker Prof. Kramberger über 200 menschliche Gerippeteile neu aufgefunden, in großer Unordnung vermengt mit Steinwerkzeugen zumeist gerade über Feuerlagerstätten, von Tierresten, das auf etwas wärmeres Klima (vgl. No. XVIII) deutende

*) Vergl. Hofrat Dr. Hagen-Frankfurt a. M.: Der prähistorische Mensch von Krapina (Umschau 1902 Nr. 50).

Rhinoceros Merckii, das auch bei Berlin gefunden ist, bei Krapina, der stete Begleiter des Menschen, Bos primigenius, das Rind des Urmenschen, Reh, Edelhirsch und Pferd. Die Ober- und Unterkiefer des Krapina-Menschen stehen stark vor, geben also dem Gesicht etwas Affenartiges. Eine Anzahl menschlicher Röhrenknochen, die der Länge nach gespalten wurden, liefern an dieser Stelle von neuem den Beweis, daß diese Paläolithiker Kannibalen waren.

Herr G. Kramberger schließt: „Noch hätte ich einige Worte bezüglich der „Industrie“ des Menschen von Kr. auszusprechen, sie deckt sich nämlich sehr gut mit der des prähistorischen Menschen von Taubach bei Weimar, was besonders aus einigen Funden des letzten Juli sich ergibt. Taubach und Krapina gehören einem und demselben interglazialen Abschnitt des Diluviums an; dies geht nicht nur daraus hervor, daß die gleichen Tiere an beiden Plätzen lebten (nur der Elefant fehlt in Krapina), sondern daß die Bewohner auch die gleichen höchstprimitiven Steinwerkzeuge herstellten und benutzten.

Unser korresp. Mitglied Rutot hat sich mit Krapina, wie Sie sich entsinnen (nach meinen Auszügen in deutscher Sprache), ebenfalls beschäftigt. Er ist der Meinung und hat diese wiederholt*) ausgedrückt, zuletzt in den Auszügen aus dem Bulletin der Anthrop. Ges. zu Brüssel (XXIII, 1904, Brüssel 1905, S. 21), daß er trotz der Anwesenheit von Rhinoceros Merckii bei Krapina nur das Eburnéen, facies von Montaigne, erblicken könne, daß er also den dortigen Menschen für jünger als Herr G. Kramberger halten müsse. Rutot rät übrigens selbst: vorläufig weiter beobachten und das Endurteil vorbehalten!

XX. Eugen Geinitz: „Der Landverlust der Mecklenburgischen Küste“ und „Die Einwirkung der Sylvestersturmflut 1904 auf die Mecklenburgische Küste.“ Mitteilungen aus der Großh. Mecklenb. Geolog. Landesanstalt XV und XVI. Rostock 1905.

Über die Einwirkung der Verheerungen des Meeres in der Nacht vom 30. zum 31. Dezember v. J. an der Vorpommerschen Küste, deren Spuren ich in diesem Frühling auf Rügen und zwischen Wolgast und Greifswald beobachtete, habe ich unter No. XV bereits berichtet. Die Steilküste hat besonders unterm Wogenprall zu leiden, so teilt Prof. Friedrich-Lübeck mit, daß am Brothener Ufer bei Travemünde**) ein großer Stein, der 1880 an der Unterkante des Steilufers sichtbar wurde, 1901 von ihm 27 m entfernt und 15 m weiter im Meer lag; vor 50 Jahren

*) Vgl. meine Angabe in unserer Festschrift II. 23 und Rutos in Brandenburgia XIII. 307 fig. Die Taubach-Stufe mit Elephas antiquus und Rhin. Merckii hält Kramberger für gleichalterig mit Krapina, Rutot dagegen hält Taubach für geologisch älter (Brdb. XIII. 290 u. 291) und vermißt an den Artefakten Krapinas die für die El. antiquus-Stufe bei Taubach charakteristischen Arbeitsspuren.

**) Von mir oftmals, zuletzt von Niendorf aus im Jahre 1904 eingehend besichtigt.

lag hart am Steilufer ein großer Stein, den die Kinder zum Ablegen ihrer Kleider beim Baden benutzten, 1917 lag er 40 m von der Wasserkante im Meer, das Ufer ist also in 50 Jahren 60 m zurückgegangen. Die mecklenburgische Küste verliert jährlich über 300 000 cbm Masse, von welcher beim Ausschlämmen erhalten werden 200 000 cbm Sand und 100 000 cbm Ton und feinste Teile. Dabei ist zu erinnern, was Geinitz früher ausgeführt,*) daß die südliche Ostsee in der jüngsten geologischen Vergangenheit große Wandlungen erfahren hat. Nach der Vereisung der Diluvialzeit war unser Ostseegebiet ein mit Dänemark und Schonen verbundenes Festland, von Menschen der jüngeren Steinzeit bewohnt; alsdann senkte es sich, wodurch die Gewässer der Nordsee Zutritt erhielten (sogen. Litorina-Periode,**) bis eine erneute Hebung in den nördlichen Gebieten das Balticum auf seine gegenwärtigen Umrisse beschränkte, an denen die Brandung fortgesetzt herummodellt. So spiegelt sich im heutigen Relief des Meeresbodens in rohen Zügen die frühere Landoberfläche wieder: die rinnenartigen Vertiefungen entsprechen den Flußtäälern, die Untiefen und Riffe den höheren Teilen des ehemaligen Landes, wie dies nach W. Deecke unter No. XVI und No. XVII vorher ausgeführt worden ist. Aristoteles erzählt von den Kelten, daß sie mit den Waffen in der Hand den Wogen entgegentraten und lieber als Krieger und Helden im besten Waffenschmuck in der Flut den Untergang finden als vor ihr zurückweichen wollten. Heut tritt der Wasserbaukünstler dem Meer mit Flechtzäunen, Buhnen, Steinpackungen entgegen, oft mit recht geringem Erfolge. Derselbe wird noch minder werden, falls die deutsche Ostseeküste noch weiter sinken sollte. Zur Zeit scheint glücklicher Weise ein Stillstand eingetreten zu sein.

XXI. Dr. Erwin Schulze: Fauna Hercynica Batrachia. Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Naturwissenschaften Bd. 77, 1905 S. 199—230. Der durch zahlreiche faunistische Arbeiten bekannte, in Ballenstedt lebende Verfasser stellt die Batrachien des Harzes und seiner Vorlande zusammen. Als alter Batrachien-Sammler gebe ich hierzu auf unsere Provinz bezügliche Vergleiche.

A. Salamandridae: I. Triton: 1. palmatus (fehlt bei uns), 2. lobatus (= taeniatus) bei uns selbst innerhalb Berlins (Wedding), 3. alpestris (viel verbreiteter, als man früher annahm), in der Provinz Brandenburg noch nicht gefunden. 4. cristatus (seltener als Nr. 2, aber doch nahe Berlin in der Jungfernhaide). II. Salamandra: 1. maculosa, in Berlin schlechtweg Harzmolch genannt, kommt aber schon in der Altmark (von u. M. Dir. Dr. O. Reinhardt bei Klötze ge-

*) Vgl. die Arbeit über die sogen. cimbrische Flut.

**) Vgl. die vielfachen Angaben meinerseits in der Brandenburgia über die Litorina-Periode u. a. die heutigen Nummern XVI u. XVII.

funden) vor, 1 Exemplar von den ehemaligen Pulverwiesen, Gegend der Wilsnacker und Birkenstraße in den sechziger Jahren v. Jahrh. gefunden, ist wohl importiert gewesen.

B. Phrynididae: Bufonidae. I. Bombinator: 1. brevipes; 2. igneus (Feuerunke, bei uns nahe der Rousseau-Insel im Tiergarten gefunden, häufig in den Rüdersdorfer Kalkbergen. Bei Oderberg i. M. in ehemaligen Ziegelschlammereien habe ich eine auffallend helle, oben gleichmäßig hellgrau gefärbte Spielart wiederholt gefunden. Die typische Form ist oben „griseo-fuscus, atro-viridi maculatus“.

II. Alytes: 1. obstetricans. Die Geburtshelferkröte ist in der Provinz Brandenburg nicht gefunden.

III. Pelobates: 1. fuscus. (Die Knoblauchkröte ist bei Berlin häufiger als bei ihrer versteckten Lebensart bekannt.) Die Kaulquappen von P. sind verhältnismässig groß.

IV. Hyla: 1. viridis. Der Laubfrosch bei Berlin nicht selten.

V. Bufo: 1. vulgaris. 2. viridis. (Auch bei uns). 3. calamita (desgl.)

b. Ranina: 1. fusca. 2. arvalis. 3. ridibunda (= fortis Boul.). 4. viridis. (Alle in der Provinz Brandenburg.) Der Riesenfrosch R. ridibunda z. B. in der Oberspree bei Eierhäuschen, im Müggel- und Tegeler See.

XXII. Zugstraßen der Wandervögel. Gezeichnete Vögel. Auf der Vogelwarte in Rossitten auf der Kurischen Nehrung werden seit Jahren Vögel aller Arten gefangen und, mit metallinem Fußring versehen, worauf Ort und Datum eingraviert ist, wieder in Freiheit gesetzt. Auf diese Weise hat man bereits sehr interessante Aufschlüsse über die Wanderungen der Vögel erhalten. In diesem Frühjahr fand ein ausgedehnter Zug von Rotkehlchen (*Erithacus rubecula*) statt, von denen etwa 100 gefangen und mit dem Fußring gekennzeichnet wurden. Da nun die Zeit des Dohnenstrichs herannaht, bei dem sich außer den Drosseln auch — leider — recht häufig Rotkehlchen fangen, ergeht an die Jägerwelt die Aufforderung, im wissenschaftlichen Interesse der Vogelwarte den Fang eines gezeichneten Vogels mit genauer Angabe von Ort und Datum zu melden. Die Einsendung des ganzen Vogels ist erwünscht, aber nicht durchaus erforderlich.

In normalen Herbstern beginnen die Krammetsvögel und ihre Gesippen Ende September ihre Züge nach Deutschland, um dann in Schlesien, im Harze oder Sachsen zu überwintern. In diesem Winter haben, wie die Danz. Ztg. schreibt, die Krammetsvögel ihre Züge schon Mitte September begonnen; aber auch alle anderen Drosselarten haben sich dort früher als sonst eingestellt, so daß Naturfreunde und -kenner auf den Eintritt eines frühen Winters schließen, was in der Tat zuzutreffen scheint. In den Dohnenstiegen auf der Kurischen Nehrung fanden sich alljährlich

auch viele Rotkehlchen. Sobald sich aber die Schlinge fester um den Hals des Vögleins zu legen beginnt, setzt es sich auf den Dohnenbügel und wartet alles weitere ab. Die Vogelwarte zu Rossitten hat nun in diesem Jahre etwa 250 gefangene Rotkehlchen mit Aluminiumfußring versehen lassen und in Freiheit gesetzt. Wer ein solches gekennzeichnetes Vögelchen wieder einfängt, soll die Vogelwarte davon benachrichtigen. Mit Aluminiumfußringen sind aber auch andere Vögel versehen, so Möwen. Die Vögel bewegen sich stets an der Küste entlang, die ihnen offenbar als Wegweiser dient, wie dies im weiteren Verlaufe der Wanderung die großen Flußläufe tun, z. B. Rhein, Donau, Rhone. Auch Krähen aus Finnland oder Rußland ziehen längs der Ostseeküste und schlagen bereits in Pommern ihr Winterquartier auf.

Ich habe auf die Wichtigkeit der Beobachtung des Vogelzuges auch für unsere Provinz Brandenburg wiederholentlich aufmerksam gemacht und verweise auf Monatsblatt XIII. 261 u. 303. — Es wird dringend gebeten, von gezeichneten toten Vögeln die Füße mit den Ringen an das Märk. Museum abzuliefern und von dergleichen lebend erbeuteten Vögeln die Art zu bestimmen und dann wenigstens den Ring einzusenden.

D. Kulturgeschichtliches.

XXIII. Hermann Busse: Das Brandgräberfeld bei Wilhelmsau, Kreis Niederbarnim (Zeitschrift für Ethnologie 1905 S. 569–590). Im Jahre 1887 legte u. M. Kustos Buchholz einige Fundstücke von einem nahe der Spree entdeckten nachchristlichen Brandgräberfelde vor, und im Jahre 1888 veröffentlichte ich eine Abhandlung über die „Brandpletter von Wilhelmsau“ als Festgabe des Märkischen Provinzial-Museums an die General-Versammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine zu Mainz. Dies reich ausgestattete Totenfeld war eine in sich abgeschlossene kleine Abteilung, die ich in die spätere Völkerwanderungszeit setzte, unter Zulassung der Möglichkeit, daß die Heruler hier ihre Hand im Spiel gehabt. Herr Busse, unter unseren praehistorischen Forschern einer der eifrigsten, hat das Glück gehabt, neue Abteilungen dieses Gräberfeldes aufzufinden; auch der als eifriger Sammler bekannte Städtische Ingenieur Herr Herrmann hat hier gute Funde gemacht. Beide Herren haben die Fundstücke ihren Privatsammlungen in Woltersdorfer Schleuse (Villa Busse) bzw. in Pankow bei Berlin einverleibt. Aus dem Sonderabdruck mit seinen vielen schönen Abbildungen ersehen Sie die neueren reichen Funde von Wilhelmsau, das zu Rüdersdorf gehört, als Eigentum des Rittergutsbesitzers Oppenheim. Eine silberne Zweirollenfibel und eine Schale aus terra nigra mit Tierdarstellungen sind für unsere Gegend große Seltenheiten. Nach der Uebereinstimmung der Praehistoriker

gehören auch diese Friedhofsabteilungen in die spätere Völkerwanderung 4. bis 5. Jahrhundert.

XXIV. Zur Rolandsrundschau seien wieder einige Spenden mitgeteilt. Die älteren Exzerpte a, b und c hat unser Ehrenmitglied Willibald von Schulenburg freundlichst mitgeteilt. Unter d geben wir auf Wunsch eine gedrängte Übersicht der Roland-Legende nach Onno Klopp: Geschichten, charakteristische Züge und Sagen der deutschen Völkstämme etc., Teil I.

a) Preußker (Blicke in die vaterländische Vorzeit, Leipzig, 1844, 3, 114) erwähnt eingehend den „Großen Roland“ zu Belgern. Nachdem er bemerkt, daß gewissen Städten im früheren Mittelalter „die peinliche Gerichtsbarkeit, die Rüge für ihr Land“ verliehen sei und als Wahrzeichen eine „Rügeland-Säule“ errichtet wurde, deren Schwert das Recht über Leben und Tod ankündigte u. s. w., beschreibt er den Belgernschen Roland. Auf dem Platz vor der Bildsäule sei noch in den letzten Jahrhunderten „peinliches Gericht gehegt“ worden, z. B. noch 1580, 1613, 1709. Auch Oschatz besaß eine solche Rolands-Säule, wie man wegen des dortigen Rolandsgartens vermutet, und ebenso soll sich eine gleiche Säule zu Seerhausen (vielleicht wegen der hier durchführenden uralten Land- und Heerstraße von Schlesien aus nach Leipzig) befunden haben (Lexikon von Sachsen II S. 54). Der Belgernsche Roland war früher von Holz. Torgauer Bürger versuchten ihn zu entwenden. Deswegen wurde er 1610 von Stein hergestellt, in gleicher Gestalt, und seitdem von Zeit zu Zeit durch Anstrich erneuert. Ihm wurde 1686 ein „Flammerger“, ein geflammtes oder, wenn man will, geschlängelttes Schwert von Eisen, beigegeben. Dieser Roland ist abgebildet bei Preußker auf Tafel VII, Fig. F. 1.

b) Großern (Lausitzische Merkwürdigkeiten, Leipzig und Budißin, 1714, 3, 89) bemerkt bei Beschreibung des „Städtlein“, „Roland oder Ruhland“: „soll nebst dem Städtlein Wittehindau einer von den ältesten Oertern dieser gantzen Gegend, und von Rolando... erbaut worden seyn... Diesem Vorgeben scheineth auch das Zeugniß der Vorfahren beyzuflüchten, welche glaubwürdig versichern, daß ohnweit von dem Städtlein eine solche Rolands-Statua gefunden, und damit die Vermuthung geben haben, daß das ietzt gar enge Städtlein ehemals von einer weit grössern Etendue gewesen sein müsse.“

c) Haupt (Sagenbuch der Lausitz, Leipzig, 1862, II. Ruland 11, 143; Roland 10, 52, 143) vermerkt (S. 10 von Rolandsbildern) nach Albinus und anderen, daß Rolandsbilder standen vor Zeiten auch in der Lausitz, namentlich in Reichwalde bei Luckau, in Finsterwalde und Ruland. In Budißin (d. h. Bautzen), dem Rathause gegenüber, sieht man auf einem Wassertroge eine steinerne Figur in Ritterrüstung mit

einer Fahne von Blech in der Rechten, worauf die Lausitzer Farben gemalt sind. Die Wenden nennen ihn den Dutschmann. Das soll noch so ein altes Rolandsbild sein. Auch in Görlitz war ein ähnliches Standbild auf dem Umtormarkt vor dem Rathause zu schauen. S. 52 (von Bautzen). Alte Chroniken erzählen, es sei Held Roland. Haupt erwähnt S. 143 „Dr. Zöpfl in Karlsruhe widmet diesem Gegenstand (R. und R.-Bilder) den ganzen dritten Band seiner ‚Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts‘“. Haupt: „Daß die Bilder Götterbilder seien, ist mir allerdings auch wahrscheinlich“.

d) Die Roland-Legende. Als der König Karl im Jahre 777 zu Paderbrunn einen Reichstag hielt, kamen Boten zu ihm von einigen Mauren in Spanien und stellten ihm vor, daß Zwietracht das Reich der Araber zerwühle und daß es ihm deshalb wohl gelingen würde, jetzt ihr Reich zu unterwerfen. So zog Karl mit der Heeresfolge seiner Franken nach Spanien, darunter Roland, einer der wackersten Helden. Bald unterwarfen die Franken sich das spanische Land bis an den Ebro und nahmen Saragossa ein. Dies Land wurde die spanische Mark genannt. Auf dem Rückwege des Heeres führte Roland den Nachtrab; aber die Bergvölker der Pyrenäen, Basken genannt, umzingelten den Nachtrab und erschlugen alle Franken, mit ihnen auch Roland, im Tale Ronceval.

So erzählt uns die Geschichte; aber die Sage hat sich damit nicht begnügt, sondern zwei Jahrhunderte nachher erzählten die Mönche in dem Kloster St. Denis in Frankreich also:

Nachdem der herrliche Kaiser Karl in jenen Tagen ganz Spanien sich unterworfen und zum Glauben an Gott und seine heiligen Apostel bekehrt hatte, zog er zurück und kam nach Pampelona und ruhte dort einige Tage aus mit seinem ganzen Heere. In Saragossa aber waren damals zwei saracenische Könige, die Brüder Marsilies und Beligand, die der Sultan von Babylon dahin geschickt hatte. Sie waren dem Kaiser Karl untertänig geworden und dienten ihm scheinbar gern in allen Stücken; aber sie meinten es nicht ehrlich mit ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn. Da schickte der Kaiser ihnen Galenon zu, der zu den zwölf besten Mannen Karls gehörte, aber Untreue im Herzen trug, und ließ ihnen sagen, daß sie sich taufen lassen oder ihm Tribut geben sollten. Sie schickten ihm dreissig Rosse, mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, vierzig Rosse mit dem süssesten und reinsten Weine und ebensoviel auch für die anderen Kämpfer und tausend schöne Maurinnen. Dem Ganelon aber boten sie zwanzig Rosse, mit Gold und Silber und feinen Gewändern beladen, wenn er die Krieger Karls in ihre Hand überliefern wollte. Darein willigte Ganelon und empfing den Lohn.

Nachdem sie dann alles wohl miteinander verabredet hatten, kehrte Ganelon zu König Karl zurück und gab ihm die Schätze, welche die

maurischen Könige ihrem Oberherrn darbrachten, und sagte dem Könige, daß Marsilies Christ werden wolle und sich schon vorbereite, ins Frankenreich zu Karl zu kommen, um dort bei diesem die Taufe zu empfangen, und daß er dann Spanien vom Könige Karl zu Lehen empfangen wolle. Karl schenkte den Worten Ganelons Glauben und schickte sich an, die Pässe der Pyrenäen zu übersteigen. Ganelon aber gab ihm ferner den Rat, er solle seinem Neffen Roland und dem Grafen Oliver den Nachtrab übergeben, daß diese mit zwanzigtausend Streitern im Tale Ronceval die Wache hielten, bis Karl und das ganze Frankenheer wohlbenalten hinübergekommen seien. So geschah es. Aber einige aus dem Heere der Christen überliessen sich zügellosem Leben und allerlei Ausschweifungen, und dafür mußten sie bald den Tod erleiden.

Während Karl mit Ganelon und dem Erzbischof Turpin und vielen Tausenden der christlichen Streiter die Pässe überstieg, hielten Roland und Oliver mit ihren zwanzigtausend Kriegern treue Wacht. Aber in der Frühe eines Morgens stiegen Marsilies und Beligand mit fünfzigtausend Kriegern von den Hügeln und aus den Schluchten, wo sie sich auf Ganelons Rat zwei Tage und zwei Nächte lang verborgen gehalten hatten. Sie machten zwei Haufen, den einen von zwanzigtausend und den anderen von dreißigtausend Kriegern, und als der größere Haufe noch zurück war, griff der kleinere Haufe die Franken sofort im Rücken an. Diese aber wandten sich und kämpften so wacker, daß nach der dritten Stunde auch nicht ein einziger von den zwanzigtausend Mauren noch am Leben war. Aber unterdessen waren auch die andern herangekommen, und die ermatteten Franken mußten wieder aufs neue gegen sie kämpfen. Da fielen sie vom Größten bis zum Geringsten, einige durch den Speer, andere durch das Schwert, andere durch die Streitaxt und wiederum andere durch Pfeile und Wurfspieße; einige auch wurden lebendig geschunden, andere verbrannt und andere an Bäumen aufgehängt. Darauf zogen sich die Mauren eine Strecke zurück.

Roland aber war noch nicht gefallen; als die Heiden sich zurückgezogen hatten, forschte er nach, wie es mit den Seinen stünde. Da erblickte er einen Mauren, der kampfesmäde sich in den Wald zurückgezogen hatte und dort ausruhte. Sogleich ergriff ihn Roland lebendig und band ihn mit vier starken Stricken an einen Baum. Dann stieg er auf eine Anhöhe, um sich nach den Feinden umzusehen, und als er erkannt hatte, daß ihrer viele in der Nähe waren, stieß er in sein gewaltiges Horn, um die Franken zu rufen, welche etwa noch leben und sich verloren haben möchten. Da versammelten sich ungefähr hundert um ihn, und mit diesen stieg er wieder hinab ins Tal Ronceval. Als er zu dem Mauren kam, den er vorher gefesselt hatte, band er ihn los und erhob die entblößte Klinge seines Schwertes über das Haupt des Mauren und sprach zu ihm: „Wenn du jetzt mit mir kommst und mir den Mar-

silies zeigt, so sollst du das Leben behalten; wenn aber nicht, so mußst du sterben.“ Damals aber kannte Roland den Marsilies noch nicht. So ging denn der Maure voran, und Roland folgte ihm, und der Maure zeigte ihm bald in der Ferne in den Reihen der Mauren den Marsilies, der auf einen Rotfuchs saß und seinen runden Schild schwang. Da ließ Roland seinen Gefangenen entweichen; er betete zu Gott und stürzte sich dann mit seiner kleinen Schar auf die Mauren. Einer von diesen kam zu ihm heran, der war größer und stärker als die anderen; aber Roland faßte sein Schwert und spaltete ihn mit einem Hiebe vom Scheitel an, also daß rechts und links vom Pferde ein halber Maure niedersank. Da erfaßte Schrecken die andern, sie eilten davon und ließen Marsilies mit wenigen Begleitern dort allein im Felde. Roland aber vertraute auf Gott und die Kraft seines Armes und drang in die Reihen der Mauren, gerade auf den Marsilies zu. Der begann zu fliehen; aber Roland erreichte ihn und schlug ihn mit starker Hand, also daß auch Marsilies hinfiel und starb wie die andern Mauren.

Aber unterdessen waren die hundert Begleiter Rolands, die vom Frankenheere noch übrig waren, alle gefallen, und Roland selbst war von vier Speeren und außerdem von Steinwürfen hart verletzt, und nur mit Mühe gelang es ihm zu entkommen. König Karl aber war mit seinem Heere schon über die Spitze der Berge hinüber und wußte nichts von dem, was in seinem Rücken geschah. Da irrte der gewaltige Held Roland, kampfmüde und tiefbekümmert um den Untergang eines so herrlichen Heeres und so vieler Christen, einsam umher und kam bis an den Fuß des Berges, welchen er nicht mehr zu übersteigen vermochte. Dort stand ein Baum neben einem Marmorstein, der da im Thale Ronceval errichtet war, und neben dem sprang Roland vom Pferde und überdachte sein Geschick. Noch hatte er sein Schwert Durenda, das herrliche und leuchtende, von kostbarer Arbeit, scharf zugleich und stark, das nur Rolands Arm mit rechter Kraft schwingen konnte. Den Namen Durenda aber hatte es von seinen harten Schlägen. Dies Schwert zog Roland aus der Scheide, betrachtete es eine Weile, und mit weinenden Augen sprach er alsdann: „O du herrliches, immerdar leuchtendes Schwert, du bist geziert mit einer elfenbeinernen Koppel und mit einem goldenen Kreuze, du trägst den Namen Gottes eingegraben auf deiner Klinge, du bist mit aller Tugend eines Schwertes begabt. Wer aber soll von nun an dich führen im Streite? Die Mauren sind durch dich von meinem Arme gefällt, und so oft ich einen der Ungläubigen niederschlug, gedachte ich dabei an Gott und Christum und an seinen Willen. Nun aber werden die Ungläubigen selbst dich hinwegnehmen, und du wirst ihnen dienen müssen.“ Als Roland diese Worte sprach, schmerzte es ihn so tief, daß er das Schwert auf dem Marmorstein zerschlagen wollte. Aber das Schwert spaltete den Felsen und zerbrach doch nicht. Drei-

mal wiederholte Roland den Versuch, aber vergeblich; Durenda blieb unversehrt.

Alsdann nahm Roland sein Horn und stieß mit Macht hinein, damit die Christen, welche etwa noch aus Furcht vor den Mauren im Walde versteckt wären, sich um ihn sammelten, oder wenn etwa einige von denen, die das Gebirge bereits überschritten hätten, den Ton vernähmen, daß diese zu ihm kommen, bei seinem nahenden Ende gegenwärtig sein und dann sein Roß und sein Schwert Durenda empfangen möchten. Er stieß aber mit solcher Kraft in das Horn, daß es zersprang und die Sehnen an seinem Halse zerrissen. König Karl, der schon im Karlsthale acht Meilen von dort entfernt war, vernahm den gewaltigen Schall; denn die Engel des Himmels trugen ihn dahin. Da wollte Karl sogleich zurückkehren und ihm Hilfe bringen; aber der schlimme Ganelon, der wohl dachte, was dort geschah, hinderte ihn daran und sprach: „Wolle doch nicht gleich dahin eilen; denn vielleicht ist Roland auf der Jagd und ruft seine Gefährten zusammen; denn oft stößt er auf diese Weise in das Horn.“

Roland aber lag nun auf dem Grase ausgestreckt in heißer Fieberglut und sehnte sich nach einem Trunke Wassers. Da kam ein Franke daher, Namens Balduin, und ihn bat Roland um einen Trunk. Balduin suchte lange, aber er fand keine Quelle, und da er zurückkehrte und Roland schon sterbend fand, betete er mit ihm und segnete ihn. Dann aber bestieg er eilends sein Roß und jagte dem fränkischen Heere nach, damit einige wiederkehrten und Rolands Leiche nicht in die Hände der Mauren kommen ließen. Als Karl die Nachricht vernahm, ward er tief erschüttert und kehrte wieder mit um. Da fand er selbst als der erste seinen Neffen Roland, der unterdessen, die Arme in Kreuzesgestalt gelegt, allda verschieden war. Der Kaiser und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden und aller seiner Mannen. Ganelon aber ward des Verrats überwiesen und an die vier wildesten Pferde des fränkischen Heeres gebunden, welche ihn elendiglich zerrissen.

So erzählt uns der Mönch Turpin die Sage von Roland und dem Ende des Verräters Ganelon; aber die beglaubigte Geschichte erzählt uns nichts von Ganelon, und wir wissen nicht, ob er gelebt hat oder nicht.

Das Andenken an Roland, ob an diesen oder einen andern, lebt außer diesen Sagen auch noch in anderen fort. Wo der grüne Rhein das Gebirge verläßt, welches in grauer Vorzeit seine Gewässer von Bingen bis an das Siebengebirge durchbrochen haben sollen, unfern von Bonn, liegt ein Ort, Rolandseck genannt. Auf einem steilen Berge steht da noch ein alter Fensterbogen, der einst zu Rolands Burg gehört haben soll, welche auf diesem Felsen stand. Von da schaut man hernieder

auf die schöne Insel Nonnenwerth im breiten Spiegel des Rheines, und gegenüber liegt die jähle Wand des Drachenfelsen, wo einst der Drache die Jungfrau bewachte und dafür von dem leuchtenden Helden Siegfried den Tod erleiden mußte. Hinter dem Drachenfelsen aber ragen die sechs andern Kuppen des Siebengebirges hervor.

e) Taillefer und der legendäre Roland. Taillefer (in der Schlacht bei Hastings) ermunterte seine Landsleute mit lauter Stimme durch Gesänge auf Karl den Großen, auf Roland und andere französische Helden. Darauf stürzte er sich in die dichtesten Scharen der Engländer und verlor im tapfern Gefechte sein Leben. Dieser Gesang des Rolands wurde einige Jahrhunderte hintereinander von den Franzosen auf ihren Märschen gesungen; es ist aber nicht das geringste Fragment davon übrig. Flögel, *Gesch. der Hofnarren*. 1789. S. 337.

f) Roland zu Zerbst im Herzogtum Anhalt. Zu Zerbst befinden sich auch an dem Bilde des Rolands Schellen und zu Halle an dem Bilde des heiligen Mauritius, der deswegen ist Schellen-Moritz genannt worden. Flögel, *Gesch. der Hofnarren*. 1789. S. 65.

g) Rolande zu Potzlow und Prenzlau. Was die Volksüberlieferung von dem Roland zu Potzlow weiß, erzählte mir der achtzigjährige Vater Siewert daselbst, der die Gräber auf dem Kirchhofe pflegt.

Der Kopf des alten (also wohl des steinernen) Roland soll nach Aussage alter Leute in der Kirchhofsmauer vermauert sein. Den ganz alten steinernen haben seinerzeit die Prenzlower weggeholt, zur Winterzeit, und auf dem Marktplatz begraben, wo jetzt das Kriegerdenkmal steht. 1826 oder 25 ist ein neuer hölzerner errichtet, die Arme an ihm gehören dem vorhergehenden hölzernen an, der lange Zeit in der Kirche lagerte. Der Lehrer (oder Küster) wollte das alte Holz in der Kirchenvorhalle weghaben, und so hat der Glöckner es vor 30 Jahren verbrannt.

Vater Siewert führte den Roland recht gelehrt auf die alten Fehm- und Rügengerichte zurück. Zum Schluß unserer leider durch strömenden Regen abgebrochenen, plattdeutsch geführten Unterhaltung sagte er: „Beholl'n Se mi in goden Andenken, noch so 'n twintig, dörtig Johr; solang wern Se jo woll noch lewen.“

Mitgeteilt von u. M. Hermann Berdrow.

Die geschichtlichen Angaben über den Potzlower Roland habe ich Brandenburgia XIII, 398 flg. mitgeteilt. Vadding Siefert vermengeliert offenbar den Kopf des steinernen Rolands von Prenzlau, welcher jahrelang als Leihgabe im Märkischen Museum war und jetzt im Uckermärkischen Museum zu Prenzlau aufbewahrt wird, mit zweierlei: erstlich mit dem Potzlower Roland, der stets ein hölzerner Quintäne-Roland war und zweitens mit den unteren Teilen des Prenzlauer steinernen Rolands, welche, nachdem derselbe vom Unwetter gestürzt war, an Ort und Stelle

auf dem Markt vergraben wurden. Dies in unbestimmter Form überlieferte Vergraben wurde je länger je geheimnisvoller, und daraus ist die Siewert'sche Mythe schließlich hervorgegangen. E. Friedel.

XXV. Herr Willibald von Schulenburg, unser gelehrtes Ehrenmitglied teilt uns nachfolgende interessanten Beiträge zum deutschen Volksglauben mit.

Kloster Lehnin und die kirchliche Baumverehrung.

Nach der Mitteilung des Böhmen Pulcava, die er einer brandenburgischen Chronik entnahm (Fontane), wurde Kloster Lehnin von Markgraf Otto I. an der Stelle gegründet, wo ihn unter einer Eiche im Traume ein Alttier bedrängt hatte. Diesem Kloster gab er den Namen Lehnin, denn Lehnije heißt Hirschkuh im Slavischen.

Die ganze Erzählung von der Gründung an der Stelle der Eiche, weil der Markgraf dort den Traum hatte, erscheint als Sage, als Tatsache indes, daß an jener Stelle eine Eiche wuchs, dieselbe, deren Stumpf man noch jetzt in der Kirche sieht vor den Steinfliesen vorm Hauptaltar.

Bei den Germanen war Gottesdienst an heiligen Bäumen, besonders der Eiche üblich; auch bei Slaven. Diese Verehrung klingt noch in Sagen christlicher Zeit. Die Kirche knüpfte an das Vorhandene an, um die Geister leichter in den neuen Glauben hinüberzuleiten. So weiß Bader (Badische Landesgeschichte, 1846, 36) zu berichten, daß in den Tagen des heiligen Pirmin (starb 753) es „viele Kirchen gab, wo das Bild des Gekreuzigten neben dem Götzenbilde des Wodan hing.“ Bayerische Sagen berichten öfter, daß man ehemals Bilder der Mutter Gottes von einem Baume wegnahm und in einer Kirche aufhing, das Bild aber wieder verschwand und an der alten Stelle sich vorfand. So, um ein Beispiel anzuführen, ist die Kapelle Schwarzlack bei Brannenburg in Oberbayern berühmt durch ein älteres Marienbild. Wo sie steht, war früher Sumpf. Dort fand man vordem jenes Bild auf einem Baumstamm. In die Kirche nach Brannenburg gebracht, kehrte es immer wieder an die alte Stelle zurück. Dann baute man ebenda die wundertätige Kapelle. Auch das Holz herum im Walde, sagt man, ist gesegnet, die Bäume wachsen schneller als sonstwo. Man ersieht daraus, wie die Kirche der alten Verehrung nachgeben mußte. Noch heute gibt es Kapellen, in deren Innern von der Gründung her ein Baumstamm oder das Teilstück eines solchen aufbewahrt wird. Ich selbst habe zwei derartige Kapellen kennen gelernt; die eine in Badenscheuern bei Baden-Baden. In dem jetzigen Neubau sieht man ein grösseres Stück von einem mächtigen Eichstamm seitwärts an der Wand aufgestellt. In der alten Kapelle aber kam dieser Eichstamm hinter dem Hochaltar. Nach der Sage drang

ehedem die Pest bis Badenscheuern vor, wo ihr das in der Eiche bereits verwachsene Marienbild Halt gebot. Als im Jahre 1650, wird berichtet, die alte Eiche abzusterben begann, ließ die Markgräfin Maria Magdalena über dem Stamm eine Kapelle bauen. Damals Mariatrost genannt, heißt sie jetzt allgemein „Drei Eichen-Kapelle“, von drei Eichen, die daneben gepflanzt wurden (Schnetzler). Eine zweite solche, als wundertätig sehr verehrte Kapelle steht in der Umgegend von Triberg (in Schonach?). Der Baumstamm, eine Tanne, steht hinter oder im Hochaltar und ist durch den Altar fast ganz verdeckt. Ein Marienbild am Baum gab ebenfalls die Veranlassung zur Gründung, u. d. m. So wird jedenfalls auch die Klosterkirche Lehnin an der Stelle erbaut sein, wo eine Eiche hervorragende gottesdienstliche Bedeutung hatte, und zum unwandelbaren Zeugnis dessen sieht man noch jetzt den Stumpf dieser Eiche vor dem Hochaltar. Man bewahrt außerdem in einem Nebenraum der Kirche ein Wurzelstück auf, das ebenfalls von der Eiche sein soll. — Das Kloster zu Lehnin hieß „das Marienkloster“ (Klöden, Marienverehrung in der Mark).

Ebenso erscheint als Sage, daß Lehnin seinen Namen habe von jener „Hirschkuh“ im Traum des Markgrafen. Man wollte damals wenig vom wendisch-slavischem Heidentum wissen, das so schwere Kämpfe verursachte, und hätte gewiß nicht bei der Neugründung eines christlichen Klosters diesem einen slavischen Namen gegeben, wenn man den Namen neu zu wählen hatte. Und weshalb auch? Der deutsche Markgraf sprach doch deutsch, wie sollte er auf einmal dazu kommen, ein slavisches Wort als Namen zu wählen. Sonst tut man sich doch viel zu gute mit den „Nimzi“, wie die Slaven die Deutschen nannten, Leuten, die „stumm“ seien, weil sie nicht slavisch sprechen konnten. Wäre der Vorgang wahr, so hätte der Markgraf das Kloster doch Hirschkuh oder Alttier genannt oder wie man in damaliger Waidmannssprache sich auszudrücken beliebt hätte. Wir haben ja solche Ansiedlungen, wie Hirschberg, Hirschfelde, Rehdorf, Rehfelde, Rehlug u. a. in der Mark. Für Nichtkundige ist außerdem hervorzuheben, daß Lehnin, wie unzählige märkische Ortschaften, vor der slavischen Herrschaft des Mittelalters, schon im Jahrtausend vor Christus ein deutscher Ort war, von Germanen bewohnt. Tongeschirr aus ihrer Hauswirtschaft hat sich bis jetzt erhalten und ist im Märkischen Museum zu sehen. Beiläufig bemerkt, aber das ist ganz nebensächlich, heißt im heutigen Serbisch der Ober- und Niederlausitz der Hirsch jelen, helen, das Alttier jelenica, helenica. Wäre der Ort nach „Hirschkuh“ genannt, müßte er, nämlich im Sinne der Überlieferung, Jeleniza slavisch heißen haben, denn die Form jelenica wird wohl auch damals gewesen sein, sollte man meinen. Dann wäre Lenitz daraus geworden, bei Wegfall oder Nichtvorhandensein des je im Anlaut. Wie der Ort deutsch bei den Germanen hieß, ehe er von

den Slaven genommen wurde, ist leider nicht bekannt. Martin May*) hat gewiß Recht, daß eine ganze Anzahl jetzt slavisch erscheinender Ortsnamen germanische Worte sind, die nun insgesamt slavisch gedeutet werden. Eine notwendige Beschränkung in dieser Hinsicht scheint allerdings geboten. Doch ist das Sache der Sprachgelehrten und vergleichender Forschung. Jedenfalls hatte bei Gründung des Klosters im Jahre 1180 das vormals deutsche Dorf, nunmehr von Slaven bewohnt, in die vielleicht auch hier alte germanische Bewohner aufgegangen waren, wie das geschichtlich von einem Teil der Luitizen feststeht, den Namen Lehnin, und das Marienkloster wurde das Kloster zu Lehnin, wie wir das Kloster Chorin haben u. a. Unzählige Sagen sind nachträglich entstanden, um Orts- und Eigennamen zu erklären, ja entstehen noch heute, wo Bücher und Zeitungen die Geister unberührt lassen. Erst in diesem Sommer hörte ich bei Klein-Machnow eine solche Sage über den Namen derer von Hake. Darnach hauste ein Raubritter in Klein-Machnow. Der Kurfürst kam und wollte ihn aufheben. Der Ritter war im Turm, doch niemand wagte sich dort in die Enge, die man jetzt noch sieht. Da erbot sich einer, er wolle den Ritter festnehmen. Er griff mit einem Haken an einer Stange in den Turm und hakte den Ritter fest beim Kragen und übergab ihn dem Kurfürsten. Dafür verlieh ihm dieser Klein-Machnow und nannte ihn Hake.

Leider werden die in dem erwähnten Nebenraum der Klosterkirche Lehnins aufbewahrten zwei alten Ölbilder bei der dort herrschenden Feuchtigkeit schnell ihrer Auflösung entgegengehen. Man sollte sie an einem trockneren Orte aufbewahren.

XXVI. Zur Glockenkunde. Unser verehrtes Mitglied, Herr Architekt Max Kühnlein, wird demnächst eine illustrierte Arbeit veröffentlichen unter dem Titel „Die Kirchenglocken von Groß-Berlin und seinen Vororten.“ (Verlag von Ernst Reiter, Neue Wilhelmstr. 2, Preis 1 Mk. 60 Pf.) Aus dem Aushängebogen ersehen Sie die Sorgfalt, welche auf die Arbeit verwendet wird.

Herr Kühnlein hat die Güte gehabt, von einigen mittelalterlichen Glocken (Britz bei Berlin, Tempelhof u. s. w.) heut teils Abdrücke der an den Glocken außen angebrachten Legenden und Signete teils Zeichnungen merkwürdiger Glocken mitzubringen.

(Auf Bitten des Vorsitzenden erläutert Herr Kühnlein seine Zeichnungen.)

In der Oktobersitzung hoffe ich das vollständige Werk vorlegen zu können, worüber Herr Archivrat Dr. Georg Schuster uns einen Bericht abstatten wird.

*) Sind die Ortsnamen in der Provinz Brandenburg slavisch oder germanisch? Druck von Gebrüder Fey, Frankfurt a. M.

Herr Kühnlein teilte hierzu noch folgendes mit:

Er habe in dem oben bezeichneten Rahmen 189 Geläute mit 529 Glocken erkundet und von diesen selbst etwa ein Drittel an Ort und Stelle untersucht. Hierauf gab u. M. Kühnlein folgenden Überblick: Das benachbarte Britz habe drei Glocken, von denen die größte undatiert ist. Sie ist geschmückt mit zwei $38\frac{1}{4}$ cm hohen und breiten Heiligenbildnissen. In den Spruchbändern derselben stehen die Worte *AVE MARIA* und in Spiegelschrift *PAX VOBIS BENE NOBIS*, und eine über dem Schlagringe rings um die Glocke laufende 1,90 m lange, 0,085 m hohe romanische Majuskelschrift lautet unter Anführung eines Johanniterkreuzes ☩ *O REX o GLORIE o CRISTE o VENI o NB̄C* (nobiscum) *PACE* (das e in pace fehlt). Ferner ist die Glocke geschmückt mit den beiden, je 28 cm hohen, 31 cm breiten Initialen *A* und *M* (ave maria). Bildnisse und Inschriften sind in byzantinischer Weise zur Darstellung gebracht, und somit lasse sich die Glocke, auch in Anbetracht ihrer eigentümlichen Form auf ein hohes Alter, etwa auf das 13. Jahrhundert ansprechen. — Die Reinickendorfer Hauptglocke, 1491 datiert, hat die bekannte Inschrift: *O rex o glorie o xpe o veni cum pace anno dm mccccxxxxi*. Auffallend ist die Schönheit des herrlichen überaus sorgfältig gearbeiteten Bogenornamentfrieses. Schrift und mitlaufender Fries haben die Höhe von 12 cm. — Zur Tempelhofer Glockeninschrift gibt u. M. folgende Erklärung: Text und Schriftform seien wohl einzig in ihrer Art, einige Buchstaben treten gleichsam aus dem Gefüge des Ganzen. Die Schrift beginnt mit Voranstellung eines schön gearbeiteten Johanniterkreuzes, zwischen einigen Worten befinden sich runde Reliefs. Die Inschrift lautet: ☩ *O Maria o hilf mich o dat ich (ick?) mute dinen o dich o* Das Schlußzeichen stellt einen fünfarmigen Stern innerhalb einer Kreislinie dar, letztere ist von einem kammradartigen Kranz umgeben. U. M. Kühnlein berichtete ferner, daß er bei seinen Forschungen nicht weniger als 45 undatierte Glocken vorgefunden und auch recht alt datierte Glocken erkundet habe. Das älteste Datum 1322 trägt die Dorf Buckower Glocke. Es folgen Boetzow mit 1415, Berlin Nikolaikirche mit 1426, Dorf Blumberg Regbz. Potsdam mit 1467, Pankow mit 1470, Berlin Dom mit 1471, Weißensee mit 1474, Mariendorf mit 1480, Dalldorf mit 1484, Mahlsdorf mit 1488 und Reinickendorf mit 1491.

Zum Schlusse seiner Ausführungen gab Vortragender noch bekannt, daß der neue Berliner Dom durchaus keine neuen, sondern recht alte Glocken habe, wie das aus obiger Reihenfolge schon hervorgehe. Diese Glocken mit den Jahreszahlen 1471, 1534, 1685 hingen dereinst im Turm des Dominikanerdoms auf dem Schloßplatze zu Berlin. 1747 wurden dieselben in den neu erbauten Dom am Lustgarten überführt, und 1905 erhielten sie nach erfolgter neuer, vom Bochumer Verein vorgenom-

mener Anhängervorrichtung ihren Platz im eisernen, von demselben Verein gebauten Glockenstuhl des Raschdorffschen Doms, dessen Einweihung diese alt ehrwürdigen Glocken am 27. Februar 1905 feierlichst unter Wirkung des elektrischen Stroms und einer Bochumer Läutemaschine einläuteten.

Hierauf betonte Herr Geheimrat Friedel die Schwierigkeiten, mit denen der Glockenforscher in engen und hohen Türmen zu kämpfen habe und schloß daraus, wie mühselig und gefährvoll die Arbeit der Glockenkunde ist.

XXVII. Über das Heimatsfest der Stadt Crossen a. O., betreffend ihr 1000 jähriges Bestehen, welches vom 8. bis 10. Juli d. J. gefeiert wurde, ist zwar schon S. 256 dieses Jahrgangs des Monatsblattes eine kurze Nachricht erschienen, ich glaube aber, es wird Sie alle erfreuen von der Heimatfest-Zeitung und verschiedenen, zum Teil illustrierten anderweitigen Drucksachen Kenntnis zu nehmen, welche sich auf das Jubiläum beziehen und die ich zur allgemeinen Kenntnisnahme heut in der Brandenburgia ausgebreitet habe.

Der alten guten Stadt rufen wir zu: sie lebe, sie wachse, sie gedeihe als märkisches Gemeinwesen immerdar!

XXVIII. Burggraf Friedrichs Einzug in die Mark beschäftigt in der Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 7. Juni d. J. Dr. v. Caemmerer wies darauf hin, daß die von R. Mielke (Roland 2. Jahrg. Nr. 12) vertretene Meinung, Friedrich sei im Juni 1412 auf dem Wege Magdeburg-Ziesar-Brandenburg eingezogen, irrig sei. Nach den im VII. Bd. der Monumenta Zollerana abgedruckten Urkunden erhelle vielmehr, ebenso durch das Zeugnis des Zerbster Chronisten Becker, daß der Burggraf über Leipzig-Wittenberg gekommen sei.

XXIX. Kobisch und Richter: Führer von Strausberg und Umgegend. Ich mache Sie auf diesen soeben erschienenen trefflichen Führer, von dessen Reichhaltigkeit Sie sich überzeugen wollen, um so lieber aufmerksam, als wir im nächsten Frühling Strausberg und Umgegend, so Gott will, mit der Brandenburgia unter Führung der genannten Herren und unseres liebenswürdigen, allzeit dienstbereiten Mitgliedes Pfarrers Alexander Giertz-Petershagen besuchen werden. (Verlag von A. Kobisch-Strausberg, Preis 30 Pfg.)

XXX. August Foerster: Geschichtliches von den Dörfern des Grünberger Kreises. Grünberg i. Schlesien 1905. Unser hochgeschätztes Mitglied gibt genaue Dorf-Chroniken, die aber immer den allgemeinen geschichtlichen Hintergrund berücksichtigen, was um so angenehmer ist, als der an die Provinz Brandenburg angrenzende Kreis mancherlei geschichtliche Beziehungen zu uns gehabt hat. Ich mache Sie namentlich auf die Zeit der verhängnisvollen österreichischen Gegen-

reformation in den Zeiten von 1654 bis 1740 d. h. bis zum Einmarsch der Preußen unter dem jugendlichen Friedrich II. aufmerksam.

XXXI. Gallands Kunsthalle ist wie wir mit Bedauern sagen, zum 15. d. M. eingegangen. Zehn Jahre Berliner Kunstleben spiegelt sich darin ab. Trotz aller Bemühungen unsers kunstgelehrten Vorsitzenden des Ausschusses Professor Dr. Georg Galland ist es nicht gelungen, das durch viele gediegene Artikel ausgezeichnete Blatt über Wasser zu halten.

XXXII. Berliner Kalender 1906. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Dies vortrefflich geleitete Unternehmen führt sich mit vollem Recht immer mehr bei uns ein. Der ansprechend illustrierte Kalender enthält u. a. einen Aufsatz über das alte Akademie-Gebäude von Wolfgang von Oettingen, dann einen solchen von Prof. Dr. Paul Seidel, Direktor des Hohenzollern-Museums über den kürzlich vom Kaiser erworbenen silbernen, durch Andreas v. Schlüter modellierten Jagdhumpen.

Am 18. September 1696 erlegte Kurfürst Friedrich III in der Jakobsdorfer Heide im Amte Biegen den berühmten Sechsendsechzigender Hirsch mit der Büchse. Diese seltene Jagdbeute gab das Vorbild zu künstlerischen Darstellungen der verschiedensten Art. An der Stelle des glücklichen Schusses ließ der königliche Jäger ein noch heute erhaltenes Denkmal errichten; an der Büchse selbst wurde das in Silber gravierte Bild des Hirsches angebracht (jetzt im Hohenzollern-Museum), und das Geweih war das höchste Ehrengeschenk, das König Friedrich Wilhelm I. 1728 König August dem Starken bei seinem Besuch in Berlin darbringen konnte. Die einzigartige Jagdtrophäe befindet sich im Jagdschlosse Moritzburg (Abgüsse in Königswusterhausen und im Hohenzollern-Museum). Das kostbarste Denkmal jenes Jagdglückes aber ist erst vor einigen Jahren wieder aufgetaucht und in den Besitz des Kaisers gelangt. Es ist eine in Silber gegossene und vergoldete Darstellung des Hirsches, die in feinsten Detaillierung seine Erscheinung mit den Einzelheiten des Geweihs künstlerisch wiedergibt. Der Umstand, daß der Kopf sich abnehmen läßt, charakterisiert die Darstellung als Trinkgefäß, und zwar war es der von Friedrich I gestiftete „Willkommen“ der Jägerei, wie er bei festlichen Gelegenheiten zur Verwendung kam. Das Halsband zeigt in eigenartig geschliffenen Diamanten den Namen des Schützen und Stifters. Auf der Deckplatte des Bodens aber ist in geschwungener Schrift die Erlegungsgeschichte des Hirsches angegeben. Er hatte danach ein Gewicht von 535 Pfund. Als Verfertiger wird der Hofgoldschmied und Oberälteste des Berliner Goldschmiedeamtes Daniel Männlich der Aeltere bezeichnet. Prof. Seidel hat nun den interessanten Nachweis geführt, daß kein Geringerer als Andreas Schlüter das kost-

bare Werk modelliert hat. Das gibt ihm natürlich noch einen ganz besonderen Wert.

Ferner: Béringuiet, Hugenottische Ahnen der deutschen Kaiser — Julius Lessing: Ein silberner Kaminschirm von Berliner Arbeit, Lieberkühn ca. 1735. — Ernst Friedel, Frühmittelalterliches Berlin (Ergebnisse letztjähriger Ausgrabungen: Nikolai-Kirchhügel; der Ruland; Stralauer Straße und Nachbarschaft. — Wendisches Gerippe. — Pfahlbauten. — Steinzeitliches. — Heilige Geistkirche). — Ernst Frensdorff, Berliner Berlockenkalender aus dem Jahre 1763. — Georg Voss, das Palais des Prinzen Albrecht.

Auf der folgenden Seite befindet sich ein Bild „Der Roland von Berlin“ gez. v. Georg Barlösius. Ich bin gefragt worden, wie ich zu dieser seltsamen Rolandfigur komme, der Helm sei ungeheuerlich u. dgl. mehr: ich erwidere darauf, daß ich mit dem Bilde nicht das Geringste zu tun gehabt habe und daß es mit seinen Unmöglichkeiten lediglich der Phantasie des Zeichners entsprungen ist.

XXXIII. Herr Lehrer Wilhelm Kotzde, der zu unsern gelegentlichen volkskundlichen Mitarbeitern gehört, legt eine Erzählung aus der Zeit des großen Religionskrieges (um 1633) vor „Der Schwedenleutnant“ (Verlag von Schall und Reutel in Berlin, geb. 1,05 Mk.), die in der Heimat des Verfassers, im Havelland spielt und die Liebe eines jungen Offiziers zu einer Pfarrerstochter schildert. Das ganze Elend der Zeit ist ergreifend geschildert, die düstere Szenerie packend naturgetreu gezeichnet und der tragische Tod des Helden dadurch in das richtige Milieu versetzt. Ich bitte von dem Schriftchen Kenntnis zu nehmen.

E. Bildliches.

XXXIV. 7 Photographien bezüglich auf unserm Ausflug nach Brandenburg a. H. am 10. d. M., aufgenommen von Herrn Kammergerichtsreferendar Reinhold Stricker werden herumgereicht.

XXXV. Desgl. 5 Photographien aufgenommen von u. M. Herrn Hermann Maurer bezüglich zwei Pflegschaftsfahrten des Märkischen Museums vom 20. v. M. (Aussichtsturm gegenüber dem Flensburger Löwendenkmal in Wannsee und Partie am Schloßpark von Klein-Glienicke bei Potsdam bezw. am 27. v. M. — Villa und Museum Hermann Busse in Woltersdorfer-Schleuse, vgl. Nr. XXIII und am Fuße des Kriegerdenkmals in Kalkberge).

XXXVI. Die neue Kunst (Mitt. über neu erschienene Kunstblätter der phot. Gesellschaft) enthält in dem zirkulierenden Heft 6, wie Sie ansehen wollen, u. A., treffliche Abbildungen von Gemälden der Kgl. Bildergalerie.

XXXVII. Endlich mache ich auf zwei bestens illustrierte Aufsätze u. M. Robert Mielke aufmerksam, die ich ebenfalls herumreiche:

in der „Weiten Welt“ vom 28. Juli 1905 eine entsprechende Beschreibung der herrlichen Michaeliskirche zu Hildesheim und in No. 23 von 1905 der „Gartenlaube“ S. 407 flg. über kunstvolle Taschenuhren.

XXXVIII. Vortrag des Fräulein Dr. Hedwig Michaelson, Dozentin an der Humboldt-Akademie: Neueste Architektur in Berlin und Umgegend.

Unsere moderne Architektur zeigt zwei Richtungen: eine eklektische, die die historischen Formen neuzubeleben sucht und daneben die Züge einer eigengearteten, neuen Kunst.

Es ist bezeichnend, daß die überlieferten Stilarten besonders in unseren öffentlichen Bauten Anwendung finden. Für den Marstall, Dom, das Kaiser Friedrich-Museum war die Spätrenaissance in Anlehnung an das Schlütersche Königliche Schloß maßgebend; aber auch sonst könnte man diese fast als „Regierungsstil“ bezeichnen, da sie auch für Reichstag, Abgeordneten- und Herrenhaus vorbildlich war.

Einen ungeahnten Aufschwung zeigen vor allem die städtischen Neubauten, seit der verstorbene Oberbürgermeister Zelle bei der Amtseinführung des jetzigen Stadtbaurats Hoffmann den „Seitensprung ins Künstlerische“ befürwortete. Hier war der rechte Mann an den rechten Platz gestellt. In den schier zahllosen städtischen Schulen, Krankenhäusern, Badeanstalten, Brücken usw. beherrscht Hoffmann alle Stile mit Souveränität, sei es, daß er die märkische Backsteingotik oder das italienische oder niederländische Barock neubelebt. Besonders reizvoll ist die Fülle beziehungsreicher, oft humorvoller Ornamentik, die an die launige Art alter, deutscher Werkmeister gemahnt.

Als Meister von fast überschwänglichem Reichtum der Erfindung zeigt sich Otto Schmalz im Land- und Amtsgericht I, Ecke Gruner- und Neue Friedrichstraße. Schade, daß dieser wahrhaft geniale Monumentalbau an dieser unwürdigen Stelle verborgen liegt! — übrigens ein typischer Fall, wie wenig solche Prachtbauten für die Schönheit unserer Stadt als Gesamtbild ausgenutzt werden. Im ganzen kann man sagen, daß die historischen Baustile in einem Teile unserer jüngsten Gebäude eine besonders glückliche Neubelebung erfahren haben.

Während die öffentlichen Bauten an überlieferte Stile anknüpfen, muß betont werden, daß die neuen Aufgaben, wie sie das mächtig aufblühende Handels- und Verkehrsleben der Millionenstadt bietet, auch neue Lösungen gefunden haben.

Die Ausbildung der Warenhäuser, die die abschließende Wandfläche in Pfeilerstellungen auflöst, und diese für den gotischen Kirchenbau charakteristische Innenkonstruktion nach außen überträgt, ist in dieser Art nicht nur neu, sondern auch glücklich und unendlich variabel, sowohl in Ausgestaltung der Pfeiler selbst, als ihrer Verbindungen, des Daches etc. Klassische Lösungen von höchster Originalität bietet der

Wertheimbau, Leipzigerstraße von Prof. Messel, Bauten von Otto Rieth, W. Walter u. a. m.

Eine neue Gestaltung des Pfeilerbaues zeigen auch unsere Hochbahnen und ihre Bahnhöfe. Hier bringt z. B. der Bahnhof Bülowstraße von Bruno Möhring ganz neue, dekorativ geradezu ideale Lösungen für die logischen Funktionen der Pfeiler und der gestützten Lasten.

Während hier der neue Stil restlose Anerkennung verdient, schwankt das Urteil in betreff des neuen Berliner Wohnhausbaues.

Seine Geschichte in neuerer Zeit ist in kurzem folgende: Bis in die 70er Jahre herrschte hier eine ruhige Hochrenaissance vor. Die Schinkelschule, ¹Lucae, Persius u. a. haben vorher geradezu klassisch schöne Straßenbilder von großer Einheitlichkeit geschaffen, es sei an die Bellevue- und Tiergartenstraße in ihrem früheren Zustande erinnert. — Mit der rapiden Entwicklung zur Weltstadt reißt dann, vielleicht in der irrigen Voraussetzung, daß die neuemporwachsenden, mächtigen Straßenzüge stärkere Akzente des Einzelbaues verlangen, ein geradezu entsetzlicher, öder Prunkstil ein. Die Fassaden werden mit angeklebten, fabrikmäßigen Gipsornamenten, Säulen und Karyatiden geradezu überlastet, wie viele Bauten am Kurfürstendamm und seiner Umgegend dem ästhetisch empfindenden Beschauer in schauderhafter Weise zeigen. Die Rücksicht auf die Nachbarhäuser erscheint in diesen Architekturen völlig beiseite geschoben.

Die Opposition gegen diesen trostlosen Protzenstil, die in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts einsetzt, ist eine durchaus gesunde. Es ist hier nicht der Platz, der Bewegung Schritt für Schritt zu folgen, auch nicht die Absicht, zu verschleiern, daß sie da und dort über die Stränge gehauen, sich durch lächerliche Überschreitungen des architektonisch Erlaubten kompromittiert hat. Es sei vielmehr mit Nachdruck auf die gerechten Forderungen, auf die wahrhaft künstlerischen Neugestaltungen hingewiesen, die der neue Stil, auch im Wohnhausbau, uns gebracht hat, aus denen, wie ich hoffen möchte, ein einheitlicher und außerordentlich entwicklungsreicher neuer Berliner Hausbau hervorblühen kann und wird.

Die neuen Forderungen unserer modernen Baumeister sind m. E. in der Hauptsache folgende: Fort mit der Nachahmung der italienischen Palastfassaden mit ihren starr symmetrischen Fensterreihen, die weder auf Anlage, noch Größe der Zimmer Rücksicht nehmen; fort mit den geraden Dächern, die wohl für den Süden berechtigt sind, fort mit den horizontalen Gliederungen der Renaissancegesimse und den Ornamenten, die auf Steinmaterial basieren und uns in unserem an gutem Sandstein armen Gegenden nur zu jenen elenden „Fabrikgipsen“ verführen. Dagegen: Ausdruck des behaglichen, hygienisch erbauten Bürgerheims schon durch die Fassade; Gruppenfenster, wo Größe des Zimmers mehr

Licht verlangt. Lage der Erker und Balkons nach Bedürfnis der Bequemlichkeit, Ausgestaltung des Daches als praktisch verwertbarer Endigung des Hausganzen, endlich künstlerische Verwertung des heimatischen Baumaterials, der Ziegel, des Putzes, die durch Zusammenstellung beider, durch verschiedene Bearbeitung des letzteren — glatt oder als Kiesputz —, durch flache oder freihändig gearbeitete Ornamente immer neue Wirkungen ergeben.

Wer aufmerksam unsere neuesten Straßen durchwandert, wird einzelne Bauten finden, deren einfach glatte Wände nur durch Anordnung der Bauteile, durch gutes Abwägen, der Farbenflächen wirken. Auch im Wohnhausbau scheint mir eine neue Stilentwicklung von der Verwendung der Pfeiler auszugehen, wie einzelne glückliche Neubauten in verschiedenen Teilen Großberlins zeigen. Eine Erhebung dieser einzelnen Momente zu einem Stilprinzip, das bei größter Wandlungsfähigkeit des einzelnen endlich wieder die so schmerzlich vermißte Einheitlichkeit des Straßenbildes bringen kann, wäre ein Ziel „aufs innigste zu wünschen.“

Für das Einzelhaus und die Villen, wie sie in breitem Kranze die waldige Umgebung Berlins zieren, ist die Anlehnung an das deutsche Bauernhaus und die früheren vaterländischen Bauarten als besonders günstig zu bezeichnen. Hier hat das Vorbild der englischen Cottage, die auch minder Begüterten ein Eigenheim fern vom Getöse der Weltstadt ermöglicht, segensreich gewirkt. —

Nach dem Vorhergesagten erscheint mir das Wachsen und Werden des neuen Stils für die künftige Entwicklung unserer Vaterstadt voll schönster Versprechungen zu sein. —

Der Vortrag, der von zahlreichen Lichtbildern begleitet wurde, erntete den lebhaftesten Beifall der Versammlung.

Nach dem Schluß der Sitzung zwangloses Beisammensein im Restaurant Alt-Bayern.

12. (9. außerordentliche) Versammlung des XIV. Vereinsjahres

Sonntag, den 8. Oktober 1905.

Wanderfahrt nach Potsdam.

Die zahlreichen Teilnehmer wurden von unseren Potsdamer Freunden auf dem Bahnhof 1 Uhr 48 Min. unter Führung u. M. Dr. Friedrich Netto empfangen und an dem Herterschen Denkmal Kaiser Wilhelms des Großen vorbei nach dem Bronzestandbild Friedrich Wilhelms I. (von